

Biogr.
089
I,1

Meine Lebensgeschichte.

Von

Fanny Lewald.

Erste Abtheilung:

Im Vaterhause.

Erster Theil.

Berlin, 1861.
Verlag von Otto Janke.

Im Vaterhause.

Von

Fanny Lewald.

Erster Theil.

Berlin, 1861.

Verlag von Otto Janke.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Im Vaterhause.

Erster Theil.

Einleitung.

Wie der Reisende sich Empfehlungen von verehrten Personen zu verschaffen sucht, um sich einen freundlichen Empfang und gütige Theilnahme unter den Fremden zu sichern, so schicke ich dieser Arbeit eine Bemerkung Goethe's über die Bedeutung des Individuellen voran, die mich seit lange beschäftigt und mir während des Arbeitens oft im Sinne gelegen hat.

„Das Individuum, sagt Goethe, geht verloren; das Andenken desselben verschwindet; und doch ist ihm und andern daran gelegen, daß es erhalten werde.

„Jeder ist selbst nur ein Individuum und kann sich auch eigentlich nur für's Individuelle interessiren. Das Allgemeine findet sich von selbst, dringt sich auf, erhält sich, vermehrt sich. Wir benutzen's, aber wir lieben es nicht.

„Wir lieben nur das Individuelle; daher die große Freude an Vorträgen, Bekenntnissen, Memoiren, Briefen

und Anekdoten abgeschiedener selbst unbedeutender Menschen.

„Die Frage: ob Einer seine eigene Biographie schreiben dürfe, ist höchst ungeschickt. Ich halte den, der es thut, für den höflichsten aller Menschen.

„Wenn sich Einer nur mittheilt, so ist es ganz einerlei, aus was für Motiven er es thut.

„Es ist gar nicht nöthig, daß Einer untadelhaft sei, oder das Vortrefflichste und Tadelloseste thut; sondern nur, daß Etwas geschehe, was dem Andern nützen oder ihn freuen kann.“

Ein andermal, als er die Entstehung seiner biographischen Annalen schildert, spricht er sich, auf das Urtheil Cellini's gestützt, dahin aus, daß man sich nicht zu spät daran machen dürfe seine Erinnerungen aufzuzeichnen, wenn man überhaupt die Neigung fühlt, dieses zu thun.

„Es ist keine Frage, heißt es dort, daß uns die Fülle der Erinnerung, womit wir jene ersten Zeiten zu betrachten haben, nach und nach erlischt, daß die anmuthige Sinnlichkeit verschwindet, und ein gebildeter Verstand durch seine Deutlichkeit jene Anmuth nicht ersetzen kann.

„Hierbei ist aber noch ein bedeutender Umstand

wohl zu beachten: wir müssen eigentlich noch nahe genug an unsern Irrthümern und Fehlern stehen, um sie liebenswürdig und in dem Grade reizend zu finden, daß wir uns lebhaft damit abgeben, jene Zustände wieder in uns hervorrufen, unsere Mängel mit Nachsicht betrachten und mancher Fehler uns nicht schämen mögen."

An diese Aussprüche habe ich oftmals gedacht, wenn ich bei meinen dichterischen Arbeiten, im Gestalten der einzelnen Figuren, den Boden zeichnete dem sie entstammten, die Einflüsse welche zu ihrer Entwicklung beitrugen, und den Weg auf dem sie an ihr Ziel zu gelangen hatten. Dann ist mir häufig die Lust gekommen, mir einmal mein eigenes Leben und meine eigene Entwicklung in solcher Weise übersichtlich und zusammenhängend darzulegen, und seit Jahren habe ich die Neigung gehabt, meine Erinnerungen aufzuzeichnen.

Meine Freunde haben mich in dem Gedanken bestärkt, mich zu dem Unternehmen angetrieben, und nun ich mir endlich einmal die Muße dazu geschafft, nun ich mich an den Schreibtisch setze um an das Werk zu gehen, bewegt es mir feierlich das Herz. Denn wie man in der Jugend ahnungs- und hoffnungsvoll in

die ungewisse Zukunft hineinblickt, so schaue ich in diesem Augenblick ruhig und befriedigt auf den Pfad zurück, der jetzt hinter mir liegt.

Es ist etwas Besonderes um das Festhalten und Aufschreiben seiner eigenen Schicksale, um das Wiedererwecken seiner eigenen Vergangenheit. Man ist Darsteller und Zuschauer, Schöpfer und Kritiker, jung und alt zugleich. Man empfindet alle seine genossenen Freuden mit der Kraft der Jugend, man blickt auf seine vergangenen Leiden mit dem Gefühle eines Ueberwinders zurück. Man durchlebt das Leben noch einmal, aber ruhig und mit unverwirrtem Bewußtsein. Und was uns im Affekte des Erlebens einst räthselhaft, was uns getrennt und zusammenhanglos, was uns zufällig, unwesentlich oder auch gewaltsam und ungerecht erschien, das gestaltet sich vor dem überschauenden Blicke zu einem übersichtlichen Ganzen, in welchem eigenes und fremdes Handeln, in welchem Irrthümer und Schmerzen, in welchem unser Denken und Streben, unser Mißlingen und unsere Erfolge uns nur noch als eben so viele Ursachen und Wirkungen entgegentreten. Jedes Menschenleben trägt eben seinen vernünftigen Zusammenhang in sich, und mehr oder weniger habe ich in dem Schicksal aller

mir bekannt gewordenen Menschen das alte Sprichwort bestätigt gefunden, das mein theurer Vater uns von Jugend auf als Lehre und Warnung auszusprechen pflegte: es ist Jeder seines Glückes Schmied!

In diesem Sinne haben Biographien, und vor allen Dingen ehrlich gemeinte Selbstbiographien, mich immer lebhaft angezogen. Sie sind mir bedeutsam gewesen als Bilder einer bestimmten Zeit und ihrer Kulturverhältnisse, sie sind mir lehrreich, tröstlich und erhebend gewesen. Der Hinblick auf das arbeitsvolle Ringen Anderer hat mich im Arbeiten und Beharren bestärkt. Bevorzugte, glückliche Lebensläufe haben mir Hoffnung auf Erfolg und Streben nach ähnlicher Befriedigung gegeben; und wenn ich Menschen, die ich über mich zu stellen hatte, mit Mißgeschicken kämpfen oder gar den sie umgebenden Verhältnissen unterliegen sah, so hat mich das vor thörichten Anforderungen an ein sogenanntes unbedingtes und müheloses Glück behütet, hat mich auf thätige Geduld verwiesen und mich gelehrt, sowohl das Gute, das mir durch meine angeborenen Verhältnisse geworden, als dasjenige, welches mir durch eigene Kraft zu erringen gelungen ist, in jedem Augenblicke doppelt bewußt zu genießen, doppelt dankbar anzuerkennen.

Und so mögen diese Aufzeichnungen, die ich im Gedenken an meine theuren verstorbenen Eltern und an mein liebes Vaterhaus beginne, allen Denen eine freundliche Erinnerung bereiten, denen es einst wohl geworden in dem gastlichen Hause meiner Eltern, oder die mir sonst theilnehmend auf dem Lebenswege begegnet sind. Kommen sie nebenher einem oder dem andern Menschen hier und da aufklärend und beruhigend zu statten, so würde mich das von Herzen freuen. Gelingt das diesen Erinnerungen nicht, nun so bereiten sie doch vielleicht den Lesern einen Theil des Vergnügens, welches ich selbst bei dem Niederschreiben immerfort empfunden habe.

Berlin, im Juni 1858.

Erstes Kapitel.

Ich bin am vier und zwanzigsten März des Jahres achtzehnhundert und eilf zu Königsberg in Preußen geboren, und stamme von väterlicher und mütterlicher Seite aus jüdischen Familien ab. Auch meine beiden Eltern waren geborene Königsberger.

Meine Mutter gehörte einer reichen Familie an. Sie war das jüngste von zwölf Kindern. Ihr Vater war aus dem Posenschen, ihre Mutter aus Kurland nach Preußen gekommen. Sie hielten fest an dem Glauben und an den Sitten des Judenthums, waren ununterrichtete Leute, scheinen aber, nach allen Erzählungen meiner Mutter, viel auf eine wohlanständige äußere Form des Lebens gehalten und bei strenger häuslicher Oekonomie die Benutzung und Schaustellung ihres Reichthums für besondere Fälle geliebt zu haben.

Meine Mutter erzählte uns, als wir erwachsen waren, gern von dem großen Saale in ihrem Vater-

hause mit seinen gelben Damastmeubeln und zahlreichen Spiegeln, der an den Feiertagen geöffnet wurde, von der gastfreien Aufnahme aller Fremden, welche sich zum jüdischen Karneval, dem Purimsfeste, maskirt und unmaskirt in ihrem Hause einfanden, von der ernsten Begehung der großen Feiertage, des Passah, des Laubhütten- und des Versöhnungsfestes; und es machte immer einen fremdartig feierlichen Eindruck auf uns, wenn wir hörten, wie die Großeltern am Vorabende des Versöhnungsfestes alle ihre Kinder zusammen gerufen und sie gesegnet hätten. Wie dann die Großmutter in einem weißen, mit kostbaren Kanten besetzten Kleide den Großvater in die Synagoge begleitet habe, wie sie darauf erst spät Abends nach Hause gekommen wären, wie man der Großmutter schweigend das modische Entre deux von schwarzem Taffet mit strohgelbem Futter abgenommen, wie man am folgenden Tage gefastet und erst am Abend desselben bei dem Hervortreten der Sterne den ersten Imbiß gehalten habe, wonach das Leben dann wieder in seinen gewöhnlichen Lauf zurückgekehrt sei.

Gute Miniaturbilder dieser Großeltern hingen in unserem Wohnzimmer. Die Großmutter war eine bleiche Frau mit ruhigem klugen Blick, ganz weiß ge-

kleidet, ein Spitzentuch um Brust und Hals gebunden, einen tiefgehenden Aufsatz mit weißen Spitzen auf dem Kopfe, der kein Haar hervorscheinen ließ und sich fest an Stirn und Schläfen anlegte. Sie trug auf dem Bilde schöne große Perlen in den Ohrgehängen und eben solche Perlen um den Hals. Der Großvater hatte ein sehr feines Gesicht mit hellblauen Augen, eine kleine gepuderte Perrücke, einen blauen Rock mit großen Knöpfen, und die alten Leute sahen Beide wie Bilder der behaglichsten Sauberkeit und Ruhe aus. Sie hatten etwas Feierliches in ihren Physiognomien, das mir immer einen großen Eindruck machte, wenn ich sie ins Auge faßte.

Was mein Großvater in seinen früheren Jahren für ein Handels-Geschäft getrieben haben mag, weiß ich nicht. So weit die Erzählungen meiner Mutter reichten, hatte er sich schon vom Handel zurückgezogen und als ein reicher Mann von seinen Zinsen gelebt. Die Großeltern bewohnten sechsunddreißig Jahre lang das Eckhaus in der Kneiphöfischen Langgasse, welches der Königlichen Bank gegenüber dicht am grünen Thore liegt und die Ecke der Magistergasse bildet; und es wurde von unserer Mutter immer hervorgehoben, wie der Bankdirektor und eine Menge anderer ange-

sehener Leute den Großvater mit besonderer Achtung behandelt hätten und wie selbst der Professor Kant ihn immer freundlich gegrüßt, wenn er im Sommer bei seiner täglichen Promenade den Großvater auf seinem gewohnten Platze am Fenster oder auf der Bank vor der Thüre sitzen gesehen habe. Es war damals in Königsberg noch eine Ehrensache für einen Juden, von Christen achtungsvoll behandelt zu werden.

Die geistige Bildung im Hause dieser Großeltern muß im Ganzen gering gewesen sein, obschon man den Söhnen, es waren ihrer fünf, eine gute Erziehung geben ließ. Zwei von ihnen haben Medizin studirt. Der Aeltere war ein in Königsberg geachteter Arzt, Doktor Assur, der Jüngste, David mit Namen, ging später zum Christenthum über. Es war der in Hamburg verstorbene, und mit Rosa Marie von Varnhagen verheirathete, Doktor Assing.

Die älteren Töchter meines großväterlichen Hauses waren in der französischen Sprache, in der Musik, im Tanzen und derlei äußerlichen Dingen unterrichtet worden. Sie hatten auch einen „Complimentirlehrer“ gehabt, der ihnen beigebracht, was man in der Gesellschaft und im Verkehr mit jungen Männern zu sagen, und wie man es zu sagen habe. Aber mit dem

Tode meiner Großmutter hatte das Alles aufgehört, und für die Erziehung der jüngeren Töchter war fast Nichts geschehen, weil der Großvater die Bildung der Frauen als etwas Ueberflüssiges betrachtete. Meine Mutter, sein jüngstes Kind, beklagte dies durch ihr ganzes Leben als ein Unglück. Sie trug ein großes Verlangen nach Kenntnissen, aber ihr fehlte die Vorbedingung der ersten Grundlagen, sich dieselben noch in späterer Zeit anzueignen.

Weder mein Großvater noch seine Frau hatten, nachdem sie sich einst in Königsberg ansässig gemacht, den Ort jemals verlassen, und die ganze Existenz in ihrem Hause scheint eine sorgenfreie und zufriedene, aber in jedem Betrachte wenig bewegliche und geistig sehr beengte gewesen zu sein.

Ganz anders waren die Verhältnisse in meinem großelterlichen Hause väterlicher Seits. Die Familie hatte seit vier Generationen von Vater auf Sohn in Königsberg gelebt, und mein Großvater hatte als ein vermögender junger Mann zu seiner Ausbildung einen Theil von Deutschland bereist, und später auch eine Berlinerin geheirathet.

Mein väterlicher Großvater war ein schöner und sehr geistvoller Mann. Er und seine Frau besaßen

jenen Grad der allgemeinen Bildung, den die Berliner Juden schon früher erlangt hatten, und Beide fühlten sich im Ganzen in Königsberg nicht glücklich. Namentlich die Großmutter gefiel sich in der Provinz nicht. Sie wurde dort nie recht heimisch, auch der Großvater hätte lieber in Berlin oder in Hamburg leben mögen. Aber er hatte sein ererbtes Vermögen, einige Jahre nach seiner Verheirathung, in unglücklichen Spekulationen eingebüßt, und obschon er auch unter seinen Standesgenossen als ein sehr gescheuter Kopf geachtet wurde, gelang es ihm doch nicht, sich ein neues Vermögen zu erschaffen. Er führte immer ein sorgenvolles, in spätern Jahren sogar eine Zeit lang ein kümmerliches Leben, und grade darum verargte man ihm eine gewisse Zurückhaltung und Abgeschlossenheit seines Wesens um so mehr. Er und seine Frau galten für stolz, er pflegte wenig Verkehr mit andern Menschen, hatte aber eine große Vorliebe für Studien aller Art, besonders für die Mathematik, mit der er sich viel beschäftigte, und brachte alle seine freien Stunden mit Lesen und Schreiben zu, wie er sich denn schriftlich und mündlich vortrefflich ausgedrückt haben soll. Bei seinem Tode fand man eine Anzahl logarithmischer Tafeln vor, die er ausgerechnet und für die

Herausgabe vorbereitet hatte. Sie blieben damals liegen und sind dann verschwunden. Seine Lieblings-lektüre waren die Werke der französischen Encyklopädisten, und er wie seine Frau waren äußerst aufgeklärte Leute. Das jüdische Ritualgesetz wurde daher von ihnen auch nur so weit beobachtet, als es eben nothwendig war, um in den damals noch eng zusammenhängenden Gemeinden keinen Anstoß zu geben. Die Söhne wurden also auch im Hebräischen unterrichtet, und mein Großvater besuchte die Synagoge, weil das geschehen mußte, aber im ganzen häuslichen Leben ward keine religiöse Ceremonie irgend einer Art geübt, und es herrschte in allen religiösen Dingen dort die größte Freiheit.

Diese Großeltern väterlicher Seits, die Familie führte damals den Namen Markus, hatten sieben Kinder, vier Söhne und drei Töchter. Ohne diese Kinder christlichen Schulen oder öffentlichen Lehranstalten zu überantworten, hielt man sie zum Selbstunterricht an, und die Richtung auf geistige Interessen, die Theilnahme an dem Allgemeinen, wie ein gewisser Zug fester und ernster Selbstbestimmtheit ward Allen durch die Erziehung eingeprägt. Mein Großvater haßte es, wenn man von leeren Dingen sprach oder unnöthig viel

Worte machte. „Erzähle in die Länge und nicht in die Breite!“ ist eine Redensart, welche sich aus seinem Munde unter uns fortgeerbt hat; und eine Unüberlegtheit, eine Thorheit sprechen zu hören, war ihm so widerwärtig, daß er es an seinen Kindern streng bestrafte.

Als ein alter Diener des Hauses einmal nach mehrmonatlicher Abwesenheit zurückkehrte, und einer meiner Onkel, damals noch ein acht- oder neunjähriger Knabe, die unvernünftige Bemerkung machte: „Statt sei recht gewachsen“, gab ihm der Großvater für diese Aeußerung, ohne weiter ein Wort darüber zu sprechen, augenblicklich eine Ohrfeige. Im gleichen Sinne befahl er seinen Kindern, wenn sie einmal etwas Kluges oder Witziges gesagt hatten, das Beifall gefunden, regelmäßig still zu sein, damit sie nicht in der Freude über ihren Erfolg, demselben eine Dummheit hinzufügten.

Die Familie meiner väterlichen Großeltern war irgendwie mit den Familien Itzig und Ephraim in Berlin verwandt, welche von Friedrich dem Großen für seine Finanzoperationen benutzt wurden, und es herrschte in dem Hause meiner Großeltern, wenn die Zeiten dort besonders sorgenvoll waren, immer die Hoffnung, von diesen Berliner Verwandten werde ihnen

einmal mit einer Betheiligung an irgend einem großen finanziellen Unternehmen eine dauernde Hülfe kommen. Indeß statt dieser Hülfe erwuchs ihnen, als eine solche Betheiligung ihnen endlich dargeboten wurde, nur ein schweres Unglück daraus.

Friedrich der Große hatte nämlich die jüdischen Bankiers und namentlich auch Ephraim dazu benutzt, die englischen Subsidiengelder in schlechte Münze, in Zweigutegroschen-Stücke umprägen und verbreiten zu lassen, und bei diesem auf königlichen Befehl ausgeführten Geschäfte war mein Großvater als einer der Agenten der Königsberger Münze, denn die Provinzen hatten damals noch besondere Münzen, thätig gewesen. Er hatte dazu eigens eine Silberschmelze erbauen lassen müssen, die mein Vater noch besaß und in der ich selbst noch vielmals gewesen bin. Als nun unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten die Beschwerden über die Münzverfälschung im Lande immer lebhafter wurden, wählte die Regierung den Ausweg, die Juden, welche einst auf *ihren* Befehl gehandelt hatten, für die Münzverfälschung verantwortlich zu machen. Man sperrte also, um der öffentlichen Meinung ein Genüge zu thun, oder ihr doch mindestens ein Zugeständniß zu gewähren, an den verschiedenen Orten einige Juden,

und unter diesen auch meinen Großvater, in das Gefängniß. Er für sein Theil, wie viele andere seiner Glaubens- und Leidensgenossen, verlangten eine Untersuchung. Indeß zu einer solchen konnte die Regierung es nicht kommen lassen, und nachdem man die Beschuldigten längere Zeit gefangen gehalten hatte, gab man sie ohne Urtheil und Recht, wie man sie eingezogen, auch wieder frei. Man hatte damit den Zweck erreicht, die Rechtlichkeit dieser Männer zu verdächtigen, die Anklagen, welche sich gegen die Regierung erhoben, auf die Schultern der Juden zu wälzen, und dabei ließ man es bewenden.

Aber diese Gefangenschaft hatte für den Großvater, abgesehen davon, daß sie ihm durch den Makel, den sie auf ihn warf, für den Rest seines Lebens sein Gewerbe als Geldwechsler den Christen gegenüber erschwerte, auch den Nachtheil, seine damals schon sehr schwankende Gesundheit völlig zu untergraben. Er war in den letzten Jahren der Vierziger, als man ihn verhaftete, in Folge einer Unterleibskrankheit von schwerem Augenleiden heimgesucht, und der Pflege der Seinen durchaus bedürftig. Ihn deshalb frei zu geben fühlte man sich nicht geneigt, die Familie erlangte es jedoch, daß man ihm seine älteste, damals fünfzehnjährige,

Tochter Minna als Pflegerin mit in das Gefängniß gab, und von ihr, einer der bedeutendsten Frauen, welche ich gekannt, habe ich es oftmals mit bewegtem Herzen erzählen hören, wie ruhig und würdig unser Großvater sein Mißgeschick getragen. Sie erinnerte sich immer mit Rührung daran, wie der Großvater sich auch im Gefängniß täglich auf das Sauberste gekleidet habe, wie er getrachtet einen kleinen Spiegel herbeizuschaffen, damit auch sie sich in ihrem Aeußeren nicht vernachlässige, und wie er streng darauf gehalten habe, daß sie sich täglich mehrere Stunden mit Lesen und Schreiben von Französisch, und mit ernster Lektüre beschäftigte, damit diese Unglückszeit mindestens doch für ihre Bildung gute Früchte trage. Die Tante hing mit tiefster Verehrung an dem Vater, und alle seine Kinder hegten eine fast abgöttische Liebe für ihn. Noch in ihrem späten Alter gedachte seiner fast keines derselben ohne Wehmuth und Thränen.

Mein Vater war der dritte Sohn des Hauses. Er kann zu der Zeit, in welcher mein Großvater im Gefängniß war, nicht über acht Jahre alt gewesen sein. Der älteste Sohn war kränklich und mußte, da er in der Jugend bisweilen an heftigen Krämpfen litt, geschont werden. Der zweite Sohn war weniger thätig,

und da der Großvater nach seiner Gefangenschaft immer leidender wurde, verwendete er meinen Vater, sobald derselbe dafür irgend brauchbar war, in seinem Handelsgeschäfte, das die Familie nur sehr mühsam ernährte. Aus meines Vaters Munde habe ich es erzählen hören, wie bitter schwer er den Druck dieser Verhältnisse empfunden habe. Als er einmal, kaum fünfzehnjährig, in's Vaterhaus zurückgehen mußte ohne ein Geschäft abgeschlossen zu haben, von dem mein Großvater sich für lange Zeit Hülfe für die Seinen versprach, waren Traurigkeit und Verzweiflung in dem Herzen des Knaben so stark geworden, daß er bei dem Uebergange über eine Brücke die größte Versuchung gefühlt hatte, sich in das Wasser zu stürzen, weil es ihm so furchtbar schien, dem schwerkranken und schwerbekümmerten Vater einen ungünstigen Bescheid und die Vereitelung seiner Hoffnungen zu melden.

Wann mein Großvater gestorben ist, weiß ich nicht genau, doch muß es etwa sieben oder acht Jahre nach seiner Gefangenschaft und ganz zu Anfang dieses Jahrhunderts gewesen sein. Nach seinem Tode, er ist nur einundfünfzig Jahre alt geworden, nahmen die Verhältnisse der Familie eine günstigere Wendung. Die älteste Tochter, welche zu ihren mütterlichen Verwandten nach

Berlin gegeben worden war, verheirathete sich an einen gebildeten und wohlhabenden Kaufmann in Breslau; sie ward die Mutter des in unserer politischen Geschichte rühmlichst bekannt gewordenen Heinrich Simon aus Breslau. Meine Großmutter mit dem jüngsten Sohne siedelte in Folge dieser Verbindung ebenfalls nach Breslau über, und ihr zweiter Sohn folgte ihr dorthin nach, wo er in das kaufmännische Geschäft eines Mutter-Bruders eintrat. Nur der älteste Bruder, Beer Markus, und mein Vater blieben in Königsberg zurück. Sie etablirten das Handlungshaus von Beer Markus u. Comp., und die beiden jüngeren Schwestern, Johanna und Rebekka, übernahmen die Besorgung des Haushaltes für die beiden Brüder.

Auf sich selbst und den Erwerb für sich und die Ihrigen gewiesen, verließen die zurückgebliebenen vier Geschwister, von denen selbst der älteste kaum zweiundzwanzig Jahre alt war, die Bahn des Vaterhauses nicht. Keiner von ihnen hatte, wie ich erwähnt, eine folgerechte regelmäßige Schulbildung erhalten; aber sie waren Alle geistig sehr begabt, sehr strebsam, äußerst beharrlich und unverzagt, und dem ganzen Charakter nach ein Geschlecht, dem anzugehören ich immer als einen Vorzug empfunden habe.

Meine beiden Eltern kannten sich, wie das damals, als die jüdischen Gemeinden noch kleiner waren, nicht fehlen konnte, dem Ansehen nach von ihrer Kindheit an. Meine Mutter erzählte uns, daß sie als zwölfjähriges Mädchen einmal mit ihrem Vater am Fenster saß, als mein Vater, der nur drei Jahre älter war als sie, an ihrem Hause vorüberging. Sie hatte immer viel Gutes von ihm gehört, und wenn man das Mißgeschick der Markus'schen Familie beklagte, die gar nicht vorwärts kommen konnte, so hatte man die braven Kinder, und namentlich den Fleiß und die Treue des kleinen David Markus gerühmt, der von früh bis spät für seine Eltern thätig war. Das hatte meine Mutter gerührt und die große Schönheit meines Vaters hatte solchen Eindruck auf sie gemacht, daß sie an jenem Tage in kindischer Lebhaftigkeit plötzlich den Ausruf that: „Ach Papa! Den David Markus möchte ich heirathen!“ womit sie natürlich unter ihren Geschwistern großes Lachen erregte. — Es fand aber gar kein Verkehr zwischen den beiden Familien statt, und meine Eltern lernten sich erst später persönlich kennen, als meine Mutter etwa siebzehn und mein Vater zwanzig Jahre alt war.

Damals waren sie Beide schon elternlos. Meine

Mutter lebte im Hause einer Schwester, die an einen Kaufmann Nathan verheirathet war, und mein Vater befand sich bereits in der Lage, eine Frau zu ernähren, selbst wenn sie nicht, wie meine Mutter, Vermögen gehabt hätte.

Indeß zu jenen Zeiten war es mit dem Heirathen der Juden in Preußen keine leichte Sache, denn jede jüdische Familie hatte nur für eines ihrer Kinder das Ansiedlungsrecht in den preußischen Landen, und ohne dieses waren Heimath und Niederlassung eine Unmöglichkeit für die Juden. In meiner mütterlichen Familie war dies Recht zu Gunsten der ältesten, sehr unschönen Tochter benutzt worden, der man damit einen Mann geschafft hatte; und da die älteste Schwester meines Vaters einen niederlassungsberechtigten Juden in dem Breslauer Kaufmann Simon geheirathet, so besaß mein Onkel Beer Markus das Niederlassungsrecht der Markus'schen Familie, das er um so weniger geneigt sein konnte an meinen Vater abzutreten, als er selbst in meine Mutter verliebt war und sich um sie bewarb.

Alle meine mütterlichen Onkel und Tanten waren auf seiner Seite. Meine Mutter war die einzige noch unverheirathete und unversorgte Schwester in ihrer Fa-

milie. Zwei Brüder und zwei Schwestern waren nach Hamburg übergesiedelt und dort verheirathet, zwei andere Brüder hatten sich in Berlin etablirt, drei Schwestern waren bereits in Königsberg ansässig, und der älteste Bruder praktisirte dort als Arzt. Es war ihnen allen daher das Bequemste, die jüngste Schwester ohne weitere Schwierigkeiten und ohne besondere Bittgesuche bei der Regierung, ebenfalls in Königsberg zu verheirathen, und mein Onkel Beer war obenein ein eben so tüchtiger als gebildeter Mann. Aber er war sehr kränklich, und obschon, wie die Schwestern meines Vaters später erzählt haben, meine viel umworbene Mutter Anfangs Beer's Bewerbung annahm und ermunterte, wendete sich später ihre Neigung doch dem jüngern und viel schönern Bruder zu, und diese Neigung wurde, weil sie sowohl in der Familie als in den äußern Verhältnissen überall auf Hindernisse stieß, zu der lebhaftesten Leidenschaft von beiden Seiten.

Meine mütterlichen Verwandten verargten es meinem Vater, daß er ihnen die bequeme Verheirathung ihrer Schwester erschwere, und die Schwestern meines Vaters nahmen es ihm und meiner Mutter äußerst übel, daß sie dem ältern und kränklichen Bruder noch Herzenskummer machten. Die beiden armen jungen

Leute standen also ziemlich verlassen und angefeindet in der Familie da. Nur meine Tante Nathan und der Doktor David Assing, der Lieblingsbruder und Vertraute meiner Mutter, der auch ein Freund meines Vaters war, hielten treu zu ihnen, und meine Mutter hat ihnen das immer dankbar nachgerühmt.

Wäre meine Mutter ihr eigener Herr, d. h. wäre sie großjährig gewesen, so hätte das junge Paar wohl den Ausweg gewählt, zum Christenthume überzutreten. Meine Mutter hatte einen großen Zug dafür, und meinem Vater war alles Dogmatische und Konfessionelle der verschiedenen Religionen gleichgültig; aber die ganze Familie meiner Mutter, vor Allem der Bruder und der Schwager, welche ihre Vormünder waren, wollten von einem solchen Schritte durchaus nichts hören. Die üblichen Bedrohungen mit Fluch und Verstoßung wurden nicht gespart, meine Mutter fühlte sich solchen Zerwürfnissen nicht gewachsen, und es blieb den Verlobten also kein Ausweg übrig, als mit Eingaben bei der Regierung, mit Geldopfern, wo diese thunlich waren, und mit persönlichen Bittgesuchen sich die Erlaubniß zur Niederlassung in Preußen zu verschaffen, deren Bewilligung immer schwerer gemacht wurde, je wohlhabender und heirathslustiger die jüdischen Gemeinden

geworden waren. Darüber gingen Jahre hin, und dieser Kampf erzeugte in meiner Muter, einer sehr milden und weichen Natur, eine lebhafte Abneigung gegen das Judenthum und gegen Alles was mit ihm zusammenhing. Sie sah es als ein Unglück an, eine Jüdin zu sein. Bei meinem Vater, dessen starkem Verstande die Unvernunft der damaligen preußischen Gesetzgebung für die Juden ohnehin klar genug eingeleuchtet haben mußte, verstärkten die Hindernisse, unter denen er persönlich zu leiden hatte, nur seinen Widerwillen gegen alle Unvernunft und Tyrannei.

Die Gewährung einer Niederlassungserlaubniß für einen Juden hing zu jener Zeit im Königreich Preußen von dem Kanzler von Schrötter ab. Er war sehr geachtet in der Provinz; seine Frau, eine geborene Gräfin Dohna, galt für eine ausgezeichnet edle Frau, und ein Sohn oder ein jüngerer Bruder des Kanzlers war ein Jugend- und Universitätsfreund von dem jüngsten Bruder meiner Mutter, von David Assing gewesen. Auf den Rath dieses Letzteren gestützt, entschloß sich endlich meine Mutter, der bei ihrer Schüchternheit und Jugend solch ein Schritt sehr schwer geworden sein muß, sich bei der Gemahlin des Kanzlers persönlich eine Audienz

zu erbitten und sie um ihre Verwendung zu Gunsten einer Niederlassung anzugehen.

Das entschied die Sache, und nach einer langen Liebeszeit wurden meine Eltern endlich zu einer Ehe verbunden, welche während der dreißig Jahre ihres Bestehens uns Allen ein Vorbild und überhaupt ein Muster häuslicher Eintracht gewesen ist.

Zweites Kapitel.

Meines Vaters Vermögenslage war günstig als er sich verheirathete. Er und sein Bruder betrieben ansehnliche Bankier- und Speditionsgeschäfte, und das Kapital, welches meine Mutter ihm zubrachte, eröffnete ihm in jener Zeit, in welcher das Geld fast noch einen doppelten Werth hatte, die Aussicht, seine Geschäfte in der ersprießlichsten Weise ausdehnen zu können.

Beer Markus und die Schwestern nahmen eine besondere Wohnung, meine Eltern bezogen ein Haus in der Vorstadt, das zur Freude meiner Mutter hinter dem großen Hofe, auf welchem sich die Waarenremisen befanden, einen kleinen Garten hatte. Sie richteten sich ansehnlich und behaglich ein, und in diesem Hause in der Vorstadt bin ich an einem Sonntag Morgen geboren worden.

Mein Vater stand in seinem vierundzwanzigsten Jahre, meine Mutter im einundzwanzigsten, als ich auf die Welt kam, und ich habe es immer als einen

Vorzug betrachtet, ihr ältestes Kind gewesen zu sein, denn die Erstgeburt ist ohne alle Frage ein Glück für Denjenigen, welchem sie zu Theil wird. Ein eben solches Glück aber war für uns Geschwister alle die frühe Heirath unserer Eltern. Denn wie mich immer der Gedanke gefreut hat, daß ich es war, durch welche die Eltern zuerst die Wonne der Elternliebe kennen lernten, daß ich sie zuerst Vater und Mutter genannt habe, so kam uns Allen, je mehr wir heranwuchsen, die Jugendlichkeit unserer Eltern überall zu statten. Sie empfanden die Mühe und Störniß welche wir ihnen verursachten minder schwer, als Personen vorgerückten Alters; sie hatten ein Verständniß für unsere Wünsche und Fehler, weil ihnen selbst die Erinnerung an die eigene Jugend noch so nahe lag. Und die Hauptsache war: wir selber fühlten uns ihnen, als wir herangereift waren, näher verwandt, als es bei bejahrten Eltern vielleicht der Fall gewesen wäre. Junge Eltern zu haben, ist für Kinder ein ganz unschätzbarer Gewinn.

Ich soll sehr klein gewesen sein, dafür aber den ganzen Kopf voll krauser schwarzer Locken gehabt haben, als man mich meinem Vater brachte. „Ich habe mich sehr mit Dir gefreut!" sagte er mir einmal, als ich ein junges Mädchen war und in meiner Gegenwart

die Rede auf meine Geburt kam; und noch in viel spätern Jahren pflegte er wohl gelegentlich meinen Kopf in seine Hände zu nehmen, und wenn er mich küßte, dazu sehr zärtlich: „mein ältestes Kind!“ zu sagen. Wir haben einander sehr geliebt.

Meine Mutter konnte mich nicht selbst nähren. Man nahm daher eine Amme in das Haus, eine schöne, blonde und sehr fröhliche Person, die mehrere Jahre bei uns blieb, und die heute noch gesund und rüstig in meiner Heimath lebt. Meine Eltern waren in den ersten Monaten nach meiner Geburt so glücklich, als ein schönes, junges, sorgenfreies Menschenpaar, das sich zärtlich liebt, es mit seinem ersten Kinde nur sein kann. Indeß schon in der Mitte des Sommers von achtzehnhundert eilf veränderte sich das plötzlich.

Mein Vater ging am Mittage, wie gewöhnlich, nach der Börse, meine Mutter hatte mich auf dem Arme und begleitete ihn bis zur Hausthüre, von wo aus sie ihm grüßend nachsah, so weit sie konnte. Dann ging sie in das Haus zurück, legte mich zu Bett und saß ruhig an meiner Wiege, als etwa eine halbe Stunde nachdem er sich entfernt hatte ein Feuerlärm von der Straße gehört wurde, und gleich darauf mein Vater

bleich und mit dem Ausruf: die Speicher brennen! in das Zimmer meiner Mutter trat.

Wer Königsberg kennt, weiß, was dieser Ausruf zu bedeuten hat. Für Denjenigen, der es nicht kennt, bedarf es aber einer Erklärung, den Schrecken zu rechtfertigen, welchen eine solche Nachricht in meiner Vaterstadt erzeugt. Königsberg ist nämlich eine alte und aus drei besondern Ortschaften zusammengewachsene Stadt. Sie besteht aus der Insel Kneiphof, aus der Altstadt und aus dem Löbenicht, welche einst besondere Stadtgerechtsame hatten und von deren Sonderwesen noch jetzt die drei Rathhäuser, die drei Junkergarten und ein Paar der übrig gebliebenen Thore und Thürme Zeugniß geben, mit welchen die Städte einst gegen einander abgesperrt waren. Der Pregel, welcher den ganz auf Pfählen erbauten Kneiphof umfließt, zieht sich in zwei Armen auch durch die andern Stadttheile hin, und ist mit sieben Brücken überbaut, welche jetzt die Verbindung in und zwischen den verschiedenen Stadttheilen unterhalten. Vor alten Zeiten hatte jede der drei Städte ihre Scheunen und Speicher besonders, und jede auf einem besonderen Flecke, massenhaft zusammengebaut. Indeß als die Städte vereinigt worden waren, hatte der Handel sich ganz und gar nach

dem Kneiphof gezogen, der als Insel den leichtesten Wasserverkehr zuließ, dessen Wasserumgebung die tiefste war, und der, wenn auch noch eine Meile davon entfernt, so doch in grader Linie vor dem Ausfluß des Pregels in das frische Haff gelegen war, wodurch er den Schiffen, weil sie keine Brücke zu passiren hatten, das leichteste Einlaufen an seine Kai's gewährte. Mit der Zeit hatte sich also auch der bei weitem größte Theil der Kaufmannschaft in dem Kneiphof und in seinen beiden Vorstädten angesiedelt, welche nur durch die sogenannte grüne Brücke von ihm getrennt, und die vordere und die hintere Vorstadt geheißen wurden. Hart an dieser grünen Brücke lag und liegt, wie der ganze Kneiphof auf Pfählen erbaut, die unschöne, und wie ich glaube nur aus Fachwerk errichtete Börse, und vor der Börse stehend hat man zu seiner Rechten das grüne Thor mit seinem hohen Thurme, den Eingang in den Kneiphof, zu seiner Linken die grüne Brücke und die Vorstädte, und vor sich gen Süden den Ausfluß des Pregels, dessen beide Ufer weit hinaus mit ganzen Stadtvierteln von Speichern besetzt sind. Das rechte Pregelufer heißt die Lastadie. Eine Fähre führt, der Zeitersparniß wegen, vom Kneiphof dicht hinter der Königlichen Bank zur Lastadie hinüber, auf der sich

die größte Anzahl der Speicher befindet. Auf dem linken Pregelufer liegt die Vorstadt, und dort reichten und reichen die Speicher bis dicht an die Hintergebäude der Wohnhäuser hinan.

Nun war Königsberg damals noch weit mehr als jetzt die Vermittlerin des Handels zwischen Polen und Rußland mit Deutschland und dem übrigen Norden von Europa, und es lagerten also in seinen Speichern, namentlich während der Schifffahrtszeit, große Massen von Getreide, Hanf, Flachs, Holz, Rinde, Matten, Oel, also lauter Gegenstände, welche eben so leicht Feuer fingen, als sie gemacht waren, es schnell durch die Reihen der Speicher fortzupflanzen, die obenein zum großen Theile nur Fachwerkbauten waren.

An dem gedachten Tage also, — es war am hohen Mittag des vierzehnten Juni und die Jahreszeit schon lange heiß und trocken, — befand sich die Kaufmannschaft eben an der Börse, als sich die Nachricht verbreitete, es sei nahe bei der Hanfwaage, auf der Vorstadtseite, im Heeringshofe ein Feuer ausgebrochen. Da nun während der Kontinentalsperre der Heeringshandel danieder lag, war der Heeringshof als Ablagerungsplatz für große Vorräthe von Oel, Talg, Theer und Pech eingeräumt worden, und kaum war die Kunde von dem

Feuer nach der Börse gelangt, so schossen auch schon die hellen Flammen in die Höhe, flogen bereits aus der benachbarten Hanfwaage die brennenden Hanfbündel durch die Luft, zündend und Feuer erzeugend, wohin sie fielen. In Zeit von einer halben Stunde brannte es an mehreren Stellen. Dazu lag der Pregel dicht voll von Schiffen und von jenen flachen, russischen und polnischen, floßartigen Fahrzeugen, Wittinnen genannt, die alle ebenfalls mit brennbaren Waaren schwer beladen waren, und die, weil sie sich bestrebten, aus dem Hafen fort, und hinaus in das Freie zu kommen, so in einander geriethen, daß jedes Entrinnen für sie unmöglich wurde. Schiffe und Wittinnen zu erleichtern, warf man einen Theil ihrer Ladung in das Wasser, auch aus den Speichern rollte man Oel- und Spiritusfässer in den Pregel, und bald standen nicht nur die beiden Seiten des Flusses, sondern der Fluß selbst in hellen Flammen. Die Schiffe und Kähne brannten, der ganze Pregel brannte, das aus den Fässern ausgeflossene Oel brannte zusammen mit den Hanfladungen der Wittinnen auf dem Wasser.

Die ganze Lastadie, die sämmtlichen Speicher auf der Vorstadtseite, die ganze, dem Kneiphof zunächst gelegene, vordere Vorstadt, und alle mit ihr zusammen-

hängenden Straßen bis in die hintere Vorstadt hinaus, die grüne Brücke und die Börse, wurden ein Raub der Flammen, und noch Monate nachher bezeichneten Rauchwolken die Stellen, an denen man hie und da unter den Trümmern Nachgrabungen zu unternehmen versuchte.

Mein Vater hatte gleich beim Ausbruche des Feuers meine Mutter mit mir und meiner Amme durch unsern treuen Hausknecht, — man nannte in Königsberg einen solchen einen Faktor, — auf einem weiten Umwege zu einer befreundeten Familie in den Kneiphof geschickt, welche in der Brodbänkenstraße unweit vom Domplatz wohnte. Der Faktor, er hieß Hermann Kirschnik und war in meiner und meiner Geschwister Kindheit unser großer Freund, trug in einem Bündel meine Betten. Meine Mutter und meine Amme hatten Wäsche für mich zusammengepackt, und als nach dem Verlauf von mehr als vier und zwanzig Stunden mein armer Vater zum ersten Male wieder zu seiner jungen Frau kam — seine Kleider zerfetzt, seine Schuhe zerrissen und verbrannt, er selbst von Staub, Schweiß und Asche bedeckt, von Hunger und Anstrengungen erschöpft und bleich, — da waren seine Frau, sein Kind und die Betten und Wäsche seines Kindes das

Einzige, was er aus seinem Hause hatte erretten können, das Einzige, was er aus demselben noch besaß. Der Brand — er wird in Königsberg der Vorstädtische Brand genannt — hatte ihn so gut wie ruinirt, denn ein unglücklicher Zufall hatte denselben für ihn noch besonders verderblich gemacht.

Die Feuerversicherung für den größten Theil der Waarenbestände des Hauses und für meines Vaters Mobiliar war nämlich grade an dem Tage fällig geworden. Weil mein Vater und sein Bruder aber einige Veränderungen darin zu machen gewünscht hatten, lag die unterzeichnete Police an jenem Morgen noch auf seinem Pulte im Comptoir, und er hatte die Absicht gehabt, diese Angelegenheit, sobald er von der Börse käme, in Ordnung zu bringen, d. h. die etwas umgeänderte Police prolongiren zu lassen. In diesem entscheidenden Augenblicke aber war das Feuer ausgebrochen, und aus ihrem hübschen Hause, aus sorgenfreien Umständen, sahen meine Eltern sich plötzlich in eine sehr schlimme und sehr schwere Lage versetzt.

An eine neue hübsche Wohnung wie die bisherige war für meine Eltern, in ihren veränderten Verhältnissen und bei den um das dreifache gesteigerten Wohnungspreisen, nicht zu denken. Sie mußten froh sein

als sie am obern Ende der Brodbänkenstraße ein Paar Zimmer zur Miethe fanden. Die Verwandten meiner Mutter, welche in dem Kneiphof wohnten und also von dem Brandunglück verschont geblieben waren, halfen für den Augenblick mit Wäsche, Hausrath und Möbeln aus, bis das Nöthige wieder herbeigeschafft werden konnte, und es bedurfte von Seiten meines Vaters und seines Bruders der größten Anstrengungen, um ihr Geschäft aufrecht zu erhalten und die gehabten schweren Verluste nur einigermaßen auszugleichen. Meiner Mutter Vermögen wurde dabei zum Opfer gebracht, und unsere Familie war mit ihrer Existenz von da ab allein auf meines Vaters Thätigkeit gewiesen, welche glücklicher Weise in den Ereignissen der nächsten Jahre ein reiches Feld fand, sich mit Nutzen geltend zu machen.

Königsberg hatte nämlich kaum Zeit gehabt, sich von seinem Brandunglücke zu erholen, als mit den beginnenden Durchmärschen der französischen Truppen, welche nach Rußland zogen, eine für den Kaufmannsstand Preußens sehr bedeutende Epoche eintrat. Vom Frühling des Jahres achtzehnhundert und zwölf ab glich die ganze Provinz Ostpreußen einem großen Heerlager, und es gab einen Zeitpunkt, in welchem dort

durch mehrere Wochen dreimalhunderttausend Mann Fußvolk und über vierzigtausend Mann Reiter versammelt waren. Das Land wurde von dieser Last völlig ausgesogen und erdrückt, die Noth, die Plagen und die Theuerung in den Städten waren ungemein groß; aber wer irgend welche Waare zu verkaufen hatte, konnte die höchsten Preise dafür erhalten, und bei dem ungeheuren Menschen- und Geld-Verkehr, bei den großen Unternehmungen welche für die Verpflegung dieser Heeresmassen nöthig waren, gehörte das Geld selbst zu einem der wichtigsten Handelsgegenstände, so daß die Banquiers und Geldwechsler bedeutende Geschäfte machten, und großen Gewinn davon hatten.

Mein Vater hatte, sobald es möglich gewesen war, die enge Wohnung, welche die Eltern nach dem Brande inne gehabt, wieder verlassen, und ein dreistöckiges, zwei Fenster breites, auch in der Brodbänkengasse gelegenes Haus bezogen, welche Brodbänkengasse die Hauptstraße des Kneiphofs, die Langgasse, mit dem Rathhausplatze verbindet. Sein Geschäft war wieder aufgeblüht, und neben dem frühern Speditionshandel hatten die Brüder angefangen ein bedeutendes Geldgeschäft zu betreiben. Meines Vaters älterer Bruder

Beer, sein jüngster Bruder Friedrich Jakob, der achtzehnhundert acht und fünfzig in Breslau als Direktor der Oberschlesischen Eisenbahn in Breslau gestorben ist, sein Vetter der noch in Stuttgart lebende bekannte Schriftsteller August Lewald, und einige Handlungsgehilfen waren in dem Hause thätig, und da der älteste Onkel wenig über dreißig Jahre, mein Vater fünf und zwanzig, sein jüngster Bruder achtzehn und August Lewald zwanzig Jahre alt war, so bildeten sie bei aller auf ihnen lastenden Arbeit, und mitten in den Drangsalen der Kriegszeit, von denen kein Haus verschont blieb, doch eine sehr fröhliche Gesellschaft, die keine Gelegenheit von sich wies, sich und Andern Lebensgenuß zu bereiten. Mein Onkel Friedrich Jakob und unser Vetter August Lewald wohnten im Hause meines Vaters. Sie waren sehr hübsche junge Männer; die Schwestern meines Vaters, von denen Johanna eine blendende Schönheit war, als welche ich selbst sie noch in ihren spätern Jahren gekannt habe, waren vielfach anwesend, und obschon man sich durch die zahlreiche Einquartierung in seinen Wohnungen über alle Gebühr beschränkt fand, so waren doch unter diesen unwillkommenen Gästen auch viele sehr gebildete und rücksichtsvolle Männer, mit welchen es sich gut verkehren ließ, und

die bemüht waren, die Unbequemlichkeiten und Mühen welche sie verursachten durch Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit vergessen zu machen. Mancher Franzose, der mit schwerem Herzen Weib und Kinder in der Heimath zurückgelassen, war obenein sehr glücklich, ein Paar Tage in einer fremden Familie sich der Seinen zu erinnern. Es bildete sich also fast überall, auch in dem Hause meiner Eltern, eine Geselligkeit zwischen den Wirthen und der Einquartierung aus, und wenn die letztere, wie es hie und da der Fall war, längere Zeit an dem Orte verweilte, schied man bisweilen von den feindlichen Soldaten, wie diese sich von ihren Wirthen trennten, mit dem Bedauern, im Grunde doch Feinde zu sein.

Die eigentliche Königsberger Lebensweise, bei der man um sieben oder acht Uhr ein erstes, um eilf Uhr ein zweites Frühstück, um ein Uhr das Mittagsbrod einnahm, und dann noch mit Kaffee, Imbiß und Abendbrod zwei drei Mahlzeiten zu machen hatte, mußte in vielen Familien nach dem Wunsche der Einquartierung geändert werden. In den Kaufmannshäusern wich sie dem großen Arbeitsandrange als Nothwendigkeit. Man richtete sich auf ein gehöriges Gabelfrühstück und auf ein Abendbrod ein, das dann reichlicher als das sonst

gewohnte ausfiel, oder man aß gar erst nach dem Theater die Hauptmahlzeit, wobei dann oft bis tief in die Nacht hinein gewacht wurde. Diese veränderte Lebensart, diese schnell hinfluthende Existenz, in die sich das Militär mit seinem auf den Augenblick angewiesenen Dasein hineinmischte, in der gereifte Krieger von ihren abenteuerlichen Feldzügen durch ganz Europa, von ihren Siegen an den Pyramiden, von dem Glanze des Pariser Lebens und von den Wunderthaten ihres Kaisers erzählten, in der junge Soldaten von Ehren, Ruhm und Auszeichnungen mit der sichersten Gewißheit, sie zu erreichen, sprachen, hatte etwas Berauschendes, Etwas, was die Phantasie anregte, und auch mittelmäßige und gleichmüthige Menschen über sich selbst hinauszutragen geeignet war. Man hatte den Sohn eines Pastetenbäckers König von Neapel werden und den Sohn eines Advokaten zum Beherrscher der Welt emporwachsen sehen. Junge, aus den untern Volksschichten hervorgegangene Männer durchzogen als Generale und Marschälle die Welt, welcher ihr Herr seine Gesetze vorschrieb; und wenn ich in spätern Jahren in Preußen in den Familien von den Franzosen und von den Kriegsjahren erzählen hörte, geschah es immer mit einer Erregung, welche nicht allein von

dem Zorne gegen die Feinde des Vaterlandes herrührte. Es schien mir vielmehr, als drücke sich in solchen Mittheilungen eine ungewöhnlich lebhafte Erinnerung aus, als hätten die Menschen ein Bewußtsein oder doch mindestens eine Empfindung davon, daß sie in jener Zeit, welche recht eigentlich eine Zeit für die Jugend gewesen sein muß weil überall die Jugend herrschte, ein volleres, ein frischeres Leben geführt hätten, als es ihnen sonst in der Ruhe der entlegenen Provinz jemals zu Theil geworden war. Selbst wo man sich über die Franzosen zu beschweren, wo man ihren Anmaßungen entschiedenen Widerstand entgegenzusetzen gehabt hatte, war man sich eben dadurch seiner Persönlichkeit und seiner Kraft bewußt geworden; und so hart die Kriegsjahre auf dem Lande gelastet hatten, boten sie doch in der Erinnerung fast Jedem auf die eine oder die andere Weise etwas dar, das ihn innerlich erwärmte und erhob, wenn er es mit der stumpfen Ruhe verglich, welche die darauf folgende Epoche kennzeichnete.

In den jüdischen Familien befand man sich obenein gegenüber der französischen Invasion in einem sehr erklärlichen Zwiespalt. Die französische Revolution hatte die staatliche Gleichberechtigung der verschiedenen

Kulte in Frankreich festgestellt, und wenn Napoleon auch seinen Frieden mit der katholischen Kirche gemacht hatte, so hatte er es doch nicht gewagt, die Glaubensfreiheit und die staatliche Gleichberechtigung der verschiedenen Religionsbekenntnisse anzutasten. In Frankreich, und wohin die französische Herrschaft sich ausbreitete, waren die Juden emancipirt; in Preußen lasteten Unfreiheit und Verspottung auf ihnen. Es ist also natürlich, daß in jener Zeit sich in vielen Juden die Frage regte: ob Freiheit unter einem fremden Herrscher nicht der Knechtschaft unter einem heimischen Fürstenstamme vorzuziehen sei? Und es ist nach meiner Meinung nie genug gewürdigt worden, wie groß die Selbstverläugnung und die Vaterlandsliebe der Juden gewesen sind, welche sich im Jahre 1813 als Freiwillige den Kämpfern gegen Frankreich angeschlossen haben, um einem Lande seine Freiheit wieder erobern zu helfen, welches ihnen selbst keine Freiheit, wohl aber Kränkungen und Beschränkungen aller Art dafür zum Lohne bot. Das Verhalten der modernen Staaten, das Verhalten unseres Jahrhunderts gegen die Juden, mag man diese als abweichende Religionspartei oder als eine fremde Nation betrachten, wird einmal ein besonderes Kapitel in der Kulturgeschichte einnehmen: ein Kapitel, welches

merkwürdig sein wird durch die begangenen Ungerechtigkeiten und durch den Mangel an Logik in den Thatsachen von denen es handelt. Daß die Bekenner des einen Kultus die Bekenner des andern Kultus verdammen, daß eine Raçe eine Abneigung gegen die andere empfindet, das ist zwar sehr unvernünftig, aber nicht auffallend, und die Urgeschichte der Juden selbst liefert dafür das Beispiel. Sie hätten kaum dagegen Etwas sagen dürfen, wenn die Germanische Raçe z. B. es fest ausgesprochen und durch ihre Fürsten hätte ausführen lassen, daß sie die Juden verabscheue und keine Juden wolle neben sich wohnen lassen — vorausgesetzt, die Germanische Raçe hätte dies wie die Juden vor zweitausend Jahren oder doch mindestens vor der Geburt des Welterlösers sagen können und gesagt. Daß man die Juden aber in den christlichen Staaten zuließ, daß man sie die Staatslasten mit tragen ließ, daß man ihnen die Bürgerpflichten auferlegte, sie allmälig für alle Leistungen emancipirte und sie dennoch von dem Genuß der vollen Rechte eines Staatsangehörigen und Bürgers ausschloß, das ist jenes Verhalten, welches die Kulturgeschichte einst mit allen seinen ernsten und lächerlichen Einzelheiten in ihren Büchern zu verzeichnen haben wird.

Mein Vater wußte die französischen Institutionen, so weit sie den Juden zu Statten kamen, sehr wohl zu würdigen. Die Lebhaftigkeit der Franzosen sagte ihm daneben zu, ihre Sprache war ihm geläufig und er hegte für Napoleon, dem er beiläufig überraschend ähnlich sah, eine Sympathie, welche sich ganz auf den Kaiser als Person bezog. Das Beharrliche, das Selbstgewisse, das in sich Abgeschlossene und auch das Gewaltthätige im Charakter des Kaisers fanden in der Natur meines Vaters ein sehr verwandtes Element, und der wunderbare Lebensweg, welchen jener Mann gegangen war, hatte für meinen Vater den Reiz, den ein außerordentliches Wollen und Können, und die Gewahrung eines ebenso außerordentlichen Gelingens für jeden kräftigen Charakter haben müssen. Ein blinder Verehrer des Kaisers war er nicht, aber ich kann es mir nicht denken, daß er in jener Zeit ein leidenschaftlicher preußischer Patriot gewesen sein sollte. Vorliebe für ein Land zu empfinden, nur weil er zufällig in demselben geboren worden, oder ein Herrscherhaus besonders zu lieben blos weil es das Land besaß, in welchem er geboren worden, das lag nicht in seiner Art. Er verehrte Friedrich den Großen, wie er Napoleon verehrte, als großen Menschen, indeß die preußi-

schen Zustände waren von dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des Zweiten bis zu dem Beginn der Freiheitskriege nicht dazu angethan, irgend einen Enthusiasmus zu erregen, am Wenigsten in der Seele eines Mannes, dessen Vater durch die Willkür der Regierung in das Gefängniß geworfen worden war, und der selbst von den engherzigen Gesetzen des Landes zu leiden gehabt hatte.

Aber es war ein anderes Element, welches ihm den Gedanken an eine dauernde Fremdherrschaft unannehmbar machen mußte: mein Vater wurzelte mit seiner ganzen Bildung in Deutschland. Er liebte den deutschen Geist, er liebte und bewunderte die deutsche Literatur und ihre Klassiker mit tiefem Verstande, und da jeder Mensch das Produkt seiner Zeit und ihres Geistes ist, so hatte ein Zug der damaligen Romantik höchst eigenartig neben dem scharfen Verstande meines Vaters Platz gefunden, der an sich allein hingereicht haben würde ihm die Fremdherrschaft im Lande verhaßt zu machen, wenn dem selbstherrlichen jungen Manne nicht ohnehin die Willkür des Eroberungszuges im Allgemeinen, und die Willkür und Anmaßung der einzelnen Franzosen in seinem Hause unerträglich gewesen wären. Meine Mutter und meines Vaters

jüngste Schwester, welche während jener Zeit ganz bei meinen Eltern lebte um meiner Mutter mit ihrer Kenntniß der französischen Sprache auszuhelfen, erzählten mir später oftmals, welche Angst der Vater ihnen verursacht, wenn er jeder unbilligen Forderung der Einquartierung das Genügen verweigert habe, jeder ihrer Anmaßungen entschieden entgegengetreten sei, und wo er nicht selbst sein Recht wahren konnte, augenblicklich die Abhülfe und Genugthuung von den französischen Behörden verlangt habe, obschon man preußischer Seits auf das Dringendste vor einem feindlichen Auftreten gegen die Franzosen gewarnt und selbst die Magistrate in besondern Erlassen die Bürger zu geduldigem Ertragen aller Unbill ermahnt hatten.

Einmal, als auch ein älterer französischer Offizier ich weiß nicht welche übertriebene Forderung stellte, hatte mein Vater dies angezeigt und seine Entfernung aus dem Hause begehrt, ohne sie erlangen zu können. Der Offizier hatte einen Verweis erhalten, war aber im Hause geblieben, und hatte, obschon er sich von da ab in seinen Grenzen hielt, gedroht, er werde sich an meinem Vater rächen. Dieser hatte davon gar keine Notiz genommen, man hatte dem Offizier sein Essen, das er sonst am Familientische erhalten, seit dem Zer-

würfniß auf sein Zimmer geschickt, und meine arme Mutter, welche keine Sylbe französisch verstand, hatte dadurch dreifach unter der Sorge gelitten, was der Offizier dem Vater anthun und was er mit ihm beginnen werde. Es ließ ihr nicht Tag nicht Nacht Ruhe, sie glaubte, man verberge ihr was der Offizier gesprochen, und als das Corps, zu dem er gehörte, Marschordre bekam, zählte sie die Stunden bis zum Aufbruche desselben. Die Tage vergingen jedoch ganz ruhig, der Abend vor dem Aufbruch kam heran, und es war nichts geschehen. Da sitzt meine Mutter nachdem es dunkel geworden in der Kinderstube, in der man mich zu Bette brachte, als sie plötzlich ein furchtbares Schreien, ein Poltern, Schimpfen und einen Fall auf der Treppe hört. Sie stürzt hinaus und sieht bei der schwachen Beleuchtung der Flurlampe den Franzosen mit einer Hetzpeitsche in der Hand, der drohend gegen die untere Etage gewendet da steht und wüthend gegen Jemand hinunterspricht, welchem unten bereits die Hausgenossen zu Hülfe eilen. Ueberzeugt, daß es mein Vater sei, der von dem Franzosen gemißhandelt worden, fliegt sie nach der Treppe, aber der Offizier hatte das Opfer seiner feigen Rache verfehlt, und einer von den Handlungsgehülfen hatte die Peitschenhiebe

empfangen, welche Jener meinem Vater zugedacht. Der Offizier hatte es sich nämlich gemerkt, daß mein Vater um die Dämmerungszeit gewöhnlich nach der Kinderstube ging, um mich vor Nacht noch zu sehen, und darauf fußend, hatte er sich in einer Ecke des Flures verborgen, von der aus er seinen Anfall unternehmen konnte. Indeß mein Vater war diesmal länger im Comptoir festgehalten worden, ein Commis hatte für ihn gelitten, und da der Erstere also heil und unversehrt war, erlangte er noch an dem Abende die Arretirung des Offiziers. — Im Ganzen aber waren die Klagen über die Rohheit mancher deutschen Truppen, namentlich der Hessen, Baiern und Würtemberger, in Preußen viel größer, als die Beschwerden über die Franzosen, und man rühmte diesen Letzteren im Allgemeinen große Rücksicht für Kranke und große Freundlichkeit für Kinder nach.

Durch zwei und ein Viertel Jahre blieb ich das einzige Kind meiner Eltern. Meine Mutter hatte also Zeit sich viel mit mir zu beschäftigen. Sie war ungemein freundlich und lieblich, meine Amme war jung, froh und sehr redselig, und es war also kein Wunder, daß ich früh und gleich sehr deutlich sprechen lernte. Sie sagten mir, ich hätte von jeher ein starkes Ge-

dächtniß gehabt, und noch vor dem Ende meines zweiten Jahres Verse vor mich hin gesprochen, die ich irgendwie aufgeschnappt hatte, und die ich doch bis zu einem bestimmten Grade auch verstehen mußte, weil ich sie hie und da richtig anzubringen wußte. Ein solcher Fall, der mir meine frühe Klugheit beweisen sollte, war nach der französischen Retirade aus Rußland, im Anfang des Jahres Dreizehn, nicht lange vor meinem zweiten Geburtstage vorgekommen.

Es waren damals eine Menge französischer Lieder im Schwange, und wieder andere, die irgend welche damals interessirende Zustände in gebrochenem Deutsch behandelten. Meine Mutter hatte eine liebliche Stimme, und muß wohl das Liedchen von „Jean Grillon", das in aller Leute Munde war, vielfach gesungen haben, denn ich hatte es theilweise behalten und weiß es noch auswendig, da die Mutter es auch in späteren Jahren noch manchmal für uns sang. Es lautete:

Ich bin ein Franzose, mes dames,
Comme ça mit die hölzerne Bein,
Jean Grillon ist mein Name,
Mein Stolz ist die hölzerne Bein.
Ich scherze, ich küsse, ich kose,
Comme ça mit die hölzerne Bein,
Im Herzen, da bleib ich Franzose,
Und wär' ich auch außen von Stein.

Nun fügte es sich eines Tages, daß wieder einmal ein Trupp retirirender Franzosen ankam, von denen Einer, dem das Bein in Rußland erfroren und abgenommen worden war, ein Quartierbillet auf unser Haus erhielt. Als man den Schwerleidenden vom Wagen gehoben und in das Zimmer gebracht hatte, befand ich mich in demselben. Ich sah den Offizier verwundert an, denn er hatte einen Stelzfuß, lief dann auf ihn zu und rief freundlich: „Comme ça mit die hölzerne Bein!" — Da stürzten dem noch jungen Manne die Thränen aus den Augen. „Ich habe auch solch ein Kind, solch ein Mädchen zu Hause", sagte er zu meinem Vater, und diesem die Hand reichend, fügte er hinzu: „um dieses Kindes willen, haben Sie Mitleid mit mir, ich leide fürchterlich!" — Das war ein Anruf, der nicht unbeachtet geblieben wäre, hätte das Elend des jungen Franzosen nicht ohnehin alle Theilnahme für sich in Anspruch genommen. Er blieb also lange in unserem Hause, wurde sorglich gepflegt, und verließ Königsberg erst kurz vor dem Ausbruch des Kampfes im Frühjahr Achtzehnhundertdreizehn. Mir hatte er eine Schnur Perlen von Malachit zum Andenken geschenkt, die ich bei einem Kinderfeste verloren habe als ich sieben, acht Jahre alt war. Sie waren

sehr wahrscheinlich in Rußland erbeutet, d. h. gestohlen worden, ich beweinte aber seiner Zeit deshalb ihren Verlust nicht weniger.

Die russische Beute spielte überhaupt in Königsberg, das heißt in seinem Handel und namentlich in dem Banquier- und Wechselgeschäfte meines Vaters, durch die ganze Zeit der Retirade eine große Rolle. Elend und leidend, wie das französische Heer, oder vielmehr die Trümmer desselben, aus Rußland zurückkehrten, schleppten sie doch noch eine ungeheure Beute mit sich, und waren bei der Eile ihrer Flucht bemüht, dieselbe um jeden Preis gegen deutsches oder französisches Geld umzuwechseln. Wahllos und leidenschaftlich, wie sie geraubt hatten was ihnen unter die Hände kam, hatten sie aus den Kirchen, aus den Klöstern, aus den Schlössern und aus den Familien oft unechten Flitter mitgenommen, in welchem sie Gold und Brillanten zu besitzen glaubten. Indeß waren durch Franzosen auch ungewöhnliche Kostbarkeiten in so außerordentlicher Menge in Königsberg vorhanden und zu kaufen, daß es damals ein Leichtes war, sich die prächtigsten Silbergeräthe und fürstlichen Schmuck um sehr geringen Preis anzueignen. Wahrhaft ungeheure Werthe sind auf diese Weise durch meines Vaters Hände gegangen,

und die alte Silberschmelze meines Großvaters, die ziemlich in Vergessenheit gekommen war, wurde nun wieder in neue Thätigkeit gesetzt. Altargeräthe, silberne Apostel und Heilige, Kandelaber und Ziergeräthe aus christlichen und jüdischen Kirchen wanderten in den Schmelztiegel; der Schmuck wurde zerbrochen, die Steine verkauft, die Fassung eingeschmolzen, und die Gold- und Silberbarren wanderten nach Rußland und nach Berlin, wo man Geld für die Zurüstungen zu dem bevorstehenden Kriege zu prägen hatte.

Der Ertrag dieser Geschäfte war sehr groß, aber die Mühe und Plage, welche mit ihnen verbunden, waren es nicht minder. Reihenweise, so erzählte meine Mutter, hielten die Schlitten der flüchtenden Verwundeten Tag und Nacht in der schmalen Straße vor unserm Hause. Krüppel und Kranke aller Art drängten sich in dem Comptoir; die Hausflur war voll von ihnen, und das Bitten und Flehen, ihnen ihren Raub abzunehmen und ihnen dafür Geld zum Vorwärtskommen zu geben, soll oft herzzerreißend gewesen sein. Man war seit dem Jahre achtzehnhundert und sieben in Ostpreußen an viel Noth und Elend, an Verwundete und Seuchen gewöhnt genug. Nach den Schlachten von Eilau und Friedland hatte Königsberg Tausende von Ver-

wundeten und die furchtbarsten Lazarethfieber in seinen Mauern gehabt. Man hatte aus den in Spitäler verwandelten Kirchen und Rathhäusern die Leichen, wie in Zeiten der Pest, zu Dutzenden auf einander geschichtet, in die dazu bereiteten Kalkgruben vor dem Friedländer Thore fortfahren sehen. Aber das Elend und der Jammer dieser Retirade sollen noch größer, und der Vergleich dieser Flucht mit dem stolzen Siegerzuge, der nach Rußland gegangen war, ein furchtbarer gewesen sein.

Alle öffentlichen Gebäude lagen wieder voll Verwundeten. Der Typhus und das Lazarethfieber wütheten in der Stadt, die Aerzte starben mit den Kranken. Aus den Junkerhöfen, die wieder Lazarethe geworden waren, warf man die Todten auf die Straße in die Karren hinab; in den Privathäusern wüthete der Typhus nicht minder heftig. Von zwei zu zwei Stunden machte man in meinem Vaterhause Räucherungen von Essig und Nelken, die man über glühende Steine goß, um sich vor der Ansteckung durch die Fremden, welche in das Comptoir kamen, zu bewahren. Die Theuerung, die täglichen Bedrängnisse und Gefahren, die Anforderungen, welche an die Kraft jedes Einzelnen, so der Männer wie der Frauen, gestellt wurden, waren außerordentlich groß. Aber man hatte

sich allmälig gewöhnt, das Ungewöhnliche zu leisten, man war in einer Aufregung, welche über den Moment hinweghalf. Und als dann noch während der Retirade, zu Anfang des Jahres achtzehnhundert und dreizehn der General Graf Wittgenstein, mit seinen Russen den Franzosen auf dem Fuße folgend, in Königsberg einrückte, wuchs auch die Hoffnung auf den Sturz der französischen Herrschaft wieder um so schneller und mächtiger aus den geheimen Gedanken der zur That gewöhnten Menschen empor.

Man hatte für den Augenblick eine Fremdherrschaft mit der andern, das französische Regiment mit dem russischen, die französische Einquartierung mit der russischen vertauscht, und diese letztere war in der Masse durch ihre Unkultur noch unbequemer als die groben Hessen und Baiern, oder gar als die Franzosen. Aber wie der erste Sonnenstrahl plötzlich die ganze Gegend erhellt und Alles aufklärt, was bis dahin in Nebel und Dämmerung gelegen hatte, so weckte die entschlossene That des Grafen York in allen Herzen das Bewußtsein, daß es keine Fessel gäbe, welche man nicht zu brechen vermöge, und daß man frei werden könne, wenn man frei werden wolle, vorausgesetzt, daß man entschlossen sei, Alles an Alles zu setzen.

Mich in meiner Kinderstube ging das fürs Erste allerdings nichts an. Ich empfand nur großes Vergnügen, als bei einem Scharmützel, welches vor den Thoren von Königsberg zwischen einem Trupp fliehender Franzosen und den sie verfolgenden Russen stattfand, der Knall und das Knattern des Geschützes in unserm Hause zu vernehmen war, und freute mich an dem Hunde eines bei uns einquartierten Russen ganz eben so, wie ich mich an den Zuckerplätzchen des armen stelzfüßigen Franzosen gefreut hatte. Aber die gewaltigen Zeitereignisse und die Gewohnheit, große Schicksalswechsel zu erleben und erleben zu sehen, stählte den Charakter meiner Eltern. Sie gab ihnen jenes Gleichmaß, das sich in guten und in üblen Lagen bewährte, und jene Ruhe und Tüchtigkeit, deren Beispiel auf uns Alle segensreich gewirkt hat, ohne daß man uns die Eigenschaften besonders anzuempfehlen brauchte, für die man uns erziehen wollte.

Drittes Kapitel.

Meine eigenen und sehr deutlichen Erinnerungen beginnen in der Zeit zwischen meinem vierten und fünften Jahre, und sind Alle rein sachlich. Wir wohnten damals nicht mehr in dem zweifenstrigen Hause, welches meine Eltern während der Retirade inne gehabt, sondern waren im Frühjahr von achtzehnhundert und vierzehn in das gegenüberliegende dreifenstrige Haus, Nummer vierzehn, gezogen, das wir erst im Jahre achtzehnhundert und zwanzig verlassen, und in welchem ich also meine ganze glückliche Kindheit zugebracht habe.

Es steht mir noch mit allen seinen Einzelnheiten vor Augen, als wäre ich gestern erst darin gewesen, und doch habe ich es, nachdem wir es aufgaben, niemals wieder betreten. Der ganze Theil der Brodbänkengasse, in welcher es gelegen war, hatte damals noch Wolme, d. h. etwa zehn Fuß hohe, in die Straße

hinausgebaute Vorgebäude, zu denen in ihrer Mitte eine Treppe hinaufführte so daß dieselben also unter den Fenstern des hohen Parterres zu beiden Seiten der Hausthüre einen Balkon bildeten. Diese Balkons waren mit Eisengittern einfachster Art umgeben, aber die Eisengitter und das Treppengeländer hatten große Messingkugeln, schlechtweg „die blanken Kugeln“ genannt, welche mit den großen Messing-Thürklopfern übereinstimmten, und die spiegelblank zu erhalten eine Ehrensache der Hausfrauen war. Im Sommer wurden diese Wolme mit Markisen überspannt, man setzte Bänke darauf hin, und wie die Erwachsenen dadurch einen Ort hatten, auf dem sie im Laufe des Tages und namentlich an den Sommerabenden Luft schöpfen konnten, so besaßen wir Kinder in unserm Wolm einen Spielplatz, der selbst im Winter, so eng er war, täglich von uns benutzt ward.

Die Hausthür öffnete in einen raumigen Flur. Ihr gegenüber ging es in das große und dunkle Comptoir, das, wie alle diese großen Parterrestuben der auf den Handel berechneten Häuser an der Nordküste von Deutschland, nur ein großes, breites, vielscheibiges Fenster hatte; und aus dem Comptoir führte eine Treppe in ein paar dunkle Zimmerchen, in die Kasse hinauf.

Vorn im Hause lag an der linken Seite der Thüre eine einfenstrige Stube, das Entree. Es war rosa angestrichen, mit dunklen Mahagonimöbeln eingerichtet, und es hingen eine Anzahl sehr guter Kupferstiche darin, welche bis in mein eilftes, zwölftes Jahr für mich den ganzen Bereich der Kunst repräsentirten.

Es waren theils moderne englische Kupferstiche, und diese hatten keinen besonderen Werth, theils sehr gute Blätter nach alten Meistern, deren Originale ich später mit großer Rührung in den Gallerien von Frankreich und Italien wiedergesehen habe. Meine Vorliebe galt außer einem englischen Kupferstich, auf welchem eine Mutter auf den hohen Alpen neben ihrem im Schnee erstarrten Töchterchen händeringend kniete, der Madonna von Hannibal Caracci, welche den kleinen Christus schlafend in ihrem Arme hält, und dem vor ihm stehenden Johanniskinde ein Zeichen macht, den kleinen Schläfer nicht zu wecken. Ein Paar Kirschen und andere Früchte lagen auf dem Boden neben ihr ausgebreitet, und erhöhten für meine Vorstellung die Schönheit des Bildes ungemein.

Dann war das Opfer des Abraham in zwei kleinen Blättern da. Das eine stellte den Patriarchen dar, wie de Engel ihm erschien, ihm das Opfer zu be-

fehlen. Er hatte den kleinen Isaak neben sich, der nur mit einem Schurz bekleidet, inbrünstig mit gefalteten Händen betend, neben dem Vater kniete. Auf dem andern Bilde war der Holzstoß aufgerichtet. Die Flamme loderte empor, Isaak kniete gebunden vor demselben, und mit dem zum Opfer erhobenen Messer trat Abraham wie erschöpft zurück, als er in den Zweigen des Gebüsches, vor dem der Altar sich befand, das ihm von Gott gesendete Opferthier gewahrte. Als ich später die Iphigeniensage kennen lernte, stellten sich mir die Vorgänge immer unter den Formen dieser Abrahamsbilder dar, und ich war sehr verwundert, im Griechenthume und im Judenthume dergleichen Sagen so unverändert zu begegnen.

Endlich erfreuten mich in diesem Entree noch eine Reihe von drei, vier Männerportraits in mittelalterlichem Costüm. Wen sie darstellten — das eine war ein Portrait von Titian, das andere das Holbeinsche Portrait des Morel, des Goldarbeiters von Heinrich VIII., dessen Original sich in Dresden im Saale der Holbeinschen Madonna befindet — wen sie darstellten, das ahnte ich damals nicht. Aber das war mir nur um so bequemer, denn dadurch galten sie mir je nach meinem Bedürfniß für biblische Helden oder für Zau-

berer und Ritter, und unter jeder Voraussetzung waren sie mir schön und werth. Was hätte mir das auch geholfen, wenn man mir einen Namen genannt hätte, mit dem ich keinen Begriff verbunden, oder wenn man mir einen Namen und einen Begriff beigebracht hätte, mit denen ich keinen innern Zusammenhang haben konnte? Es kommt bei Kindern nur darauf an, daß sie nichts Häßliches sehen; wofür sie das, was sie sehen, halten, das ist ganz gleich, und je unbefangener man ihre Phantasie walten läßt, um so mehr Genuß haben sie davon.

Zu diesem Entree hatten wir Kinder freien Zutritt. Meine Mutter benutzte es wenig. Es diente meinem Vater zu Privatbesprechungen in Geschäftsangelegenheiten, und da es aus diesem Grunde im Winter auch geheizt wurde, hatten wir einen Spielplatz und eine Abwechselung mehr für unsere Existenz.

Oben im ersten Stock nahm der sogenannte Saal die ganze Fronte nach der Straße ein. Er wurde nur an Gesellschaftstagen geöffnet, und obschon ich jedes Stück in demselben auf das Genaueste kannte, hatte er, wenn die weißen Gardinen an der Glasthür nach dem Flur herabgelassen waren, für mich einen so geheimnißvollen Reiz, daß es mir schon ein Vergnügen ge-

währte, durch das Schlüsselloch oder durch eine Spalte in der Gardine hineingucken zu können. Er war kornblau und hatte, da die Eltern ihn nicht von einem gewöhnlichen Stubenmaler, sondern von einem Professor Huhn hatten ausführen lassen, achtzig Thaler zu malen gekostet. Am Plafond war eine Göttin, ich glaube eine Viktoria oder Fama, in gelben Bronzefarben dargestellt, von der große vergoldete Sonnenstrahlen über die ganze Decke ausgingen. Oben an der Wand zog sich eine Borte von Vögeln hin, weiße Fasanen, die aus Bronzekörben sehr hölzerne Früchte aßen, und die mir wie die größten Wunderwerke der Malerei erschienen. Zwei große Spiegel zwischen den Fenstern hatten Tischchen von weißem Marmor vor sich, die von Bocksfüßen in Holzschnitzerei getragen wurden. Auf den Marmorplatten standen blaue Vasen mit Ansichten aus der sächsischen Schweiz, und in der Ecke eine Art runder Etagère, deren Bretter, sie hatte ihrer drei in abnehmender Größe, zu drehen waren. Man nannte dies Möbel damals eine Servante, besetzte es mit schön gemalten Tassen und kleinen andern Geräthen, und meine Mutter besaß eine große Anzahl zum Theil sehr schöner Tassen. Die Möbel des Saals waren ganz im Geschmack des Kaiserreichs, hart

gepolstert und sehr unbequem. Vor dem Sopha lag ein sehr großer englischer Teppich mit breiter Blumenborte, und dann umschloß dieser Saal noch zwei Prachtstücke: eine Tischdecke von grauem Kasimir, auf der ein großes Hortensienbouquet mit schönen grünen Blättern in petit point gestickt war, und ein kaum spannhohes rundes Tischchen von grauem Marmor, das auch auf der Servante stand und das, wenn man die geheime Feder drückte, sich aufthat und einen Nähapparat unter einem rosenduftigen, rosaseidenen Kissen enthielt. Hob man den Nähapparat heraus, so lag darunter auf dem Boden ein Blatt in Spiegelschrift geschrieben. Es standen darauf die Verse aus dem Tasso:

Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß Alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nicht.
Und wirst Du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Ich verstand von diesen Versen kein Sterbenswort, aber sie zu hören war mir ein großer Genuß, und sie

hingen in meiner Phantasie so genau mit dem Rosenduft und mit der geheimen Feder, welche den Deckel des Tisches öffnete, zusammen, daß mir das Ganze wie ein einziges großes Mysterium däuchte, dem dann und wann durch die Vermittlung meiner Mutter nahen zu dürfen, mir als ein wahres Glück erschien. Ja die ganze Servante war durch den grauen Marmortisch für mich geheiligt, und ich empfand es als eine Ehre, daß zwei Paar kleine gemalte Tassen, die mein Eigenthum waren, mit unter all' den großen erwachsenen Tassen auf der wundervollen Servante stehen durften.

Diese beiden Zimmer, das Entree und der Saal, waren unsere Museen, und in dem Letzteren durften wir, wie in einem wirklichen Museum, auch gar Nichts anrühren. Dafür hatten wir aber in der Hinterstube, welche jenseits eines kleinen dunklen Hausflurs dem Saale gegenüber lag, und im zweiten Stocke, in der Schlafstube meiner Eltern, in unserer Kinderstube, auf den Hausfluren, und auf den Treppen und Treppchen, die aus den Fluren nach den einzelnen Zimmern führten, wie in den Kammern, deren das Haus ein Paar recht große enthielt, völlig freien Spielraum. Die Wohnstube mit ihren breiten, mit schwarzem Roßhaar-

zeug überzogenen Möbeln, mit ihren gelben Kattungardinen, auf denen Pagoden und Chinesen gedruckt waren, war so wohnlich als möglich, und es stand Nichts darin, was wir hätten verderben können. Die Bilder unserer Großeltern väterlicher und mütterlicher Seits hingen an der Wand, und darüber ein großes Pastellbild, auf dem ich in weißem Kleide mit blauen Schuhen in Lebensgröße figurirte. Vor mir saß mein ältester Bruder in seinem Hemdchen auf einem Kissen an der Erde und langte nach einer Weintraube, die ich in der erhobenen Rechten hielt, während ich ein Körbchen mit Früchten im linken Arme trug. Es war eines von den damals üblichen Motiven, und wer in jenen Tagen, in denen die Wiedergeburt der Künste in Deutschland noch nicht begonnen hatte, in leidlichen Verhältnissen geboren worden, hat gewiß auch auf irgend einem solchen Bilde mit seinem Apfelkörbchen dagestanden, oder, wenn er ein Knabe war, gemalt auf einem Schaukelpferde gesessen, oder einen Reifen vor sich her getrieben. Unser Bild hatte die nie fehlenden Verzeichnungen an Händen und Füßen so gut wie jedes andere dieser Portraits, aber es war so sprechend ähnlich, daß es mich, als ich schon lange erwachsen war, immer überraschte, wie gleich bei uns

beiden Geschwistern die Stirnen und die Augen mit jenem Bilde geblieben sind.

Seit ich mich zu erinnern weiß, hatte ich zwei Brüder. Der mir im Alter am nächsten stehende, war am zweiten Mai achtzehnhundert und dreizehn, am Tage der Schlacht von Lützen, und der jüngere am ein und dreißigsten März achtzehnhundert und fünfzehn, am Tage des Einzuges der verbündeten Heere in Paris geboren. Mein Vater prägte uns solche Data auf diese Weise ein, und damit ich auch eine Erinnerung für meinen Geburtstag hätte, erzählte er mir, daß schon am Abend desselben, am vier und zwanzigsten März, die Nachricht von der am zwanzigsten März erfolgten Geburt des Herzogs von Reichstadt in Königsberg bekannt geworden wäre.

Diese beiden Brüder waren meine eigentlichen Lebensgenossen durch meine ganze Jugend. Mit ihnen habe ich gespielt, mit ihnen gelernt, mit und an ihnen die ersten Erfahrungen des Lebens gemacht. All unsere Leiden und Freuden haben wir getheilt, die Entwickelung des Einen von uns ist immer auch eine Entwickelungsstufe in dem Leben des Andern geworden, und meine Erinnerungen aufzeichnen, heißt ihrer im Geiste fortdauernd gedenken.

Viertes Kapitel.

Man sollte im Grunde einen Menschen, wenn man sich sein Wesen erklären will, gar nicht fragen, an welchem Orte, sondern in was für einem Hause er geboren sei, und wie er seine ersten Jahre zugebracht habe; denn daß ein großer Theil unserer Anlagen sich schon in unsern ersten Lebensjahren zu bestimmten Eigenschaften ausprägen, davon bin ich fest überzeugt. Wir hatten es aber in diesem Punkte außerordentlich gut. Meine Eltern waren damals sehr vermögend, ja reich zu nennen. Sie waren glücklich mit einander, hatten keine Sorgen, liebten uns auf das Zärtlichste, und wir sahen nur heitere Gesichter um uns. Prachtliebe oder Verschwendung lagen außer dem Wesen meiner Eltern, aber der Zuschnitt der Haushaltung war damals breit und reichlich. Wir hatten drei weibliche Dienstboten, eine Kinderfrau, die gewiß nicht viel über dreißig Jahre alt war, die uns aber natürlich sehr alt erschien, und die wir nur die

alte Anne nannten. Meine frühere Amme war als Köchin im Hause geblieben, und daneben hatten wir noch ein Hausmädchen Regine, das nicht ganz jung und immer etwas verdrießlich war, und einen großen dicken Hausknecht, mit sehr hübschem Gesichte, der Mankatz hieß und zugleich einen der Comptoirboten abgab. Alle diese Personen waren lange in den Diensten meiner Eltern. Die Kinderfrau durch dreizehn Jahre, Regine sieben Jahre, meine Amme bis zu ihrer Verheirathung, und ebenso die beiden Comptoirboten Mankatz und Hermann Kirschnik, und die Commis meines Vaters.

Das gab unserm Leben einen festen Boden. Wir hatten uns nicht an immer neue Eindrücke zu gewöhnen, wir wurden mit unseren Gedanken nicht von Einem zu dem Andern fortgezogen. Diese Menschen waren die Unsern, eins mit uns, und wie die Menschen um uns dieselben blieben, so wechselten wir auch unsere äußere Umgebung bis in mein eilftes Jahr nur ein einziges Mal, als mein Vater die Mutter und uns auf einer Reise nach Memel mit sich nahm. Alljährlich Sommerwohnungen zu beziehen, sah man in jenen Tagen noch nicht als eine Nothwendigkeit an, und meine Mutter oder eines von uns Kindern hätte

schon schwer krank sein müssen, ehe die Eltern sich zu einer Trennung von einander entschlossen haben würden. Denn sie hatten sich aus Liebe verbunden, und lebten des guten Glaubens, daß die Menschen sich verheirathen, um möglichst viel bei einander zu sein.

Diese Dauerhaftigkeit der Zustände hatte für uns, oder um hier nur von mir zu sprechen, den großen Vortheil, mich in unserer kleinen Welt recht eigentlich heimisch zu machen, und ich glaube nicht, daß die Kinder, in dem jetzt modischen Wanderleben der Familien, bei dem Reisen und dem Wechsel der Sommeraufenthalte irgend auch nur die geringste Entschädigung für jenes Heimischsein in der Heimath zu finden im Stande sind, welches uns damals zu Theil wurde. Denn wenn es für die allgemeine Entwicklung des Menschen überhaupt etwas Unerläßliches ist, ein Ding recht zu kennen, eine Sache recht zu verstehen, so ist das für die Entwicklung eines Kindes in noch viel höherem Grade der Fall, da das Kind auch bei dem ruhigsten Lebensgange täglich, ja stündlich, eine solche Masse von neuen Begriffen in sich aufzunehmen, so viel neue Erfahrungen zu machen hat, und da sein Organismus so viel empfänglicher und so viel reizbarer als der eines ausgewachsenen Menschen ist.

Ich kann mich auch niemals des Mitleids erwehren, wenn ich bei unsern Reisen auf Familien stoße, welche ihre Kinder aus Selbstliebe mit sich in der Welt herum schleppen. Bald aufgeregt, bald ermüdet, hier von Fremden über die Gebühr gelobt und gehätschelt, dort von den Eltern und Wärterinnen grundlos zurechtgewiesen, wenn diesen auf der Reise einmal unbequem wird was sie den Kindern zu Hause gestatten, kommen die armen kleinen Geschöpfe zu keinem Behagen und zu keinem Gedeihen. Und nahm ich mir hier und da einmal die Mühe, die Kleinen nach den Dingen zu fragen, welche sie eben jetzt, oder gar vor einem Jahre auf der Reise erlebt hatten, so war ihnen nichts als irgend eine Kleinigkeit im Gedächtniß geblieben, die sie zu Hause viel leichter und ebenso gut hätten erleben können. Ein Kind, das unter der Aufsicht einer ehrlichen Kinderfrau auf irgend einem Grasplatze Butterblumen pflückt und mit einem Hunde spielt, ist tausendmal besser aufgehoben, und hat unverhältnißmäßig mehr Gewinn für sein Leben, als die kleinen Geschöpfe, die heute in einer fremden Stadt umhergeführt werden, morgen mit ihren kleinen dummen Augen Etwas vor sich sehen, was man ihnen als das Meer bezeichnet, übermorgen in einen zoologischen Garten mitgenommen

werden, und die dazwischen in lauter fremden Zimmern wohnen, sich unter lauter fremden Gesichtern bewegen müssen. Ein Glück ist's dabei nur, daß die Kinder sich mit instinktivem Selbsterhaltungstriebe gegen die ihnen zugemuthete Ueberfütterung mit Eindrücken zu wahren suchen, indem sie sich an das ihnen Gemäße halten. Ein paar acht- bis neunjährige Knaben, die man einmal in meiner Gegenwart einen aufsteigenden Luftballon bewundern machen wollte, amüsirten sich während dessen einen Pudel zu betrachten, der zu ihren Füßen in einem Graben schwamm; und ein dreijähriges Mädchen, das wir im Hafen von Hamburg die Schiffe anzusehen aufforderten, rief ganz vergnügt: „ach die rothen Strümpfchen!“ — Sie hatte ihre Augen auf eine Leine voll trocknender Wäsche gerichtet die man am Ufer ausgespannt, und sich an Strümpfchen gefreut, welche etwa die Größe der ihrigen hatten. —

Ruhig, wie unser Leben war, bot es aber doch Abwechslungen dar, welche uns sehr groß erschienen. Meines Vaters Banquiergeschäfte brachten ihn besonders mit russischen und polnischen Häusern in Verbindung. Mein ältester Onkel war viel in Petersburg, unser Vetter August Lewald viel in Warschau, und es kamen, von meinem Onkel empfohlen, viel russische

Kaufleute in unser Haus. Bisweilen hatten sie ihre Frauen mit sich, ein Paarmal kamen auch hübsche Kinder mit. Für diese russischen und für andere Gäste wurde dann der Saal aufgemacht, ein fremder Diener deckte die Tafel mit Silbergeräth, welches nicht im täglichen Gebrauch war, er legte die Servietten in Fächer und Schiffchen und Sterne zusammen, drückte blätterartige Streifen in die Auflege-Servietten, es wurden Früchte auf den Tisch gestellt, die blauen Vasen mit den Ansichten von der Bastei und vom Königstein mit Blumen gefüllt, und wenn der Saal dann auch noch eiskalt war und der geschäftige Diener uns auch alle Augenblicke auf die Seite schob, „weil wir ihm immer unter den Füßen waren“ — so war es doch eine Wonne, sich ein großes Tuch hinten zubinden zu lassen, und mit rothen frierenden Händen im Saale zu stehen, um abwechselnd die Servante mit ihren Herrlichkeiten zu betrachten, oder die Tafel anzustaunen, auf welcher der silberne Kuchenlöffel und die Glasschaalen voll Früchte und Eingemachtem die ganze Wollust verkündeten, welche das Dessert uns zu gewähren hatte.

Wenn dann im Saale Alles fertig war und die Thüren bis zur Mahlzeit geschlossen wurden, so ging

es hinunter zu ebner Erde in die Küche. Sie war, wie in allen den alten Königsberger Häusern, klein, kalt und finster; aber das Feuer brannte an solchen Tagen auf dem Heerde dreifach heller als gewöhnlich, denn der Braten hing am Spieße. Ueber und unter der großen kupfernen Tortenpfanne glühten die Kohlen, die „Kochfrau,“ neben welcher unsere sonst sehr despotische Köchin dann ganz zum Schatten zusammenschrumpfte, reichte mit ihren Augen und Armen überall zugleich hin, und der Hauptgenuß bei diesen Küchenbesuchen war es eigentlich, daß wir dort noch viel mehr im Wege waren und noch viel öfter bei Seite geschoben wurden, als in dem Saale, daß also viel größere Beharrlichkeit dazu gehörte, in die Küche einzudringen, oder gar sich eine kleine Weile darin zu behaupten.

War nun die Eßzeit da und mit ihr die Fremden gekommen, dann holte die Kinderfrau ihr erfrornes und verwildertes Kinderhäufchen zusammen, wir wurden auf's Neue gewaschen, zogen hübsche Kleider an, mußten oft recht lange artig sitzen bleiben, um uns nichts zu verderben, und wenn wir dann endlich gerufen wurden, wenn man uns in den Saal hineinbrachte, der uns mit seinen Lichtern immer fremd und feierlich erschien, dann war das Vergnügen auch ganz

außerordentlich groß. Wir wurden bewundert, geliebkost, gefüttert, sahen die geputzten Leute, und wurden dann wieder entfernt, um in der stillen Kinderstube von den Erlebnissen des Tages zu reden und zu träumen.

Dann wieder kamen Tage, an denen die Eltern in Gesellschaft gingen, und wir zusehen durften, wie die Mutter sich ankleidete. Sie war eine feine, mittelgroße Gestalt, sehr schlank und so zierlich gewachsen, daß sie noch als fünfzigjährige Frau jugendlich in Gang und Haltung erschien. Zu dem schönsten Teint hatte sie starkes, schwarzes Haar und hellblaue Augen, dabei eine feine Gesichtsbildung und ein ungemein liebliches Mienenspiel. Ihr ganzes Wesen war Anmuth und Geschmack, und diese beiden Eigenschaften, verbunden mit einem sehr gesunden Verstande und großer Güte, ersetzten in ihr für das Haus wie für den Verkehr mit Fremden, was ihr an Wissen und an Kenntnissen gebrach. Sie war zu klug, um scheinen zu wollen was sie nicht war, und während ihre Kenntnisse wirklich kaum über das Elementare hinausgingen, wußte sie den bedeutendsten Männern ihr Haus angenehm zu machen, und deren Verehrung und Freundschaft zu verdienen.

In ihren kleinen Schmuckkasten hineinzusehen, aus welchem ein Fläschchen Rosenöl starken Duft verbreitete, sie selbst zu bewundern, wenn sie im schwarzen Sammetkleide mit einem kleinen Brillantkamm und einer rothen Rose im Haar, Perlen um den Hals und schöne Pointspitzen um Nacken und Busen, zum Ball fuhr, das war uns eben so amüsant, als der Einzug einer Prinzessin verwöhnteren Kindern nur sein kann: denn es ist überall mehr der Sinn, mit welchem man die Eindrücke aufnimmt, als die Beschaffenheit der Gegenstände, von dem unser Genuß bedingt wird.

Aber solcher großen Ereignisse, welche doch nur die Ausnahme machten, bedurften wir gar nicht, um Freude zu haben. Da waren die Hühner in dem engen Hofe, und die fünf Gänse in ihrem Koben. Da waren immer ein Paar Puthähne, welche im Hofe gefüttert wurden, und vor allem die Tauben, welche einer unserer Commis, Herr Rubinson, — der ein großer Violinspieler zu sein glaubte, und manchmal stundenlang eine alte Geige in furchtbarem Gewinsel erklingen ließ, — sich heimlich hielt, die unser Entzücken ausmachten. Das heißt mit der Heimlichkeit dieses Taubenhaltens war das eine eigene Sache, denn

Jeder im Hause wußte darum, und Jeder kannte die Ecke auf dem Boden, in welchem die fünf, sechs Taubenpaare ihr Wesen trieben, und Jeder hatte auch den Taubenschlag gesehen, der in ein Paar ausgehobene Dachziegeln hineingelegt war. Mein Vater, der es verboten hatte, weil es gegen die Polizeiordnung war, wußte es; und meine Mutter, der die Schmutzerei auf dem Boden sehr zuwider war, wußte es; und der dicke Vetter Zacharias, der auch in unserem Geschäfte war und ebenfalls in unserem Hause wohnte, wußte es auch. Und wenn er bei Tische geflissentlich immer auf irgend welche Tauben zu sprechen kam, daß dem armen Rubinson das Blut in die Wangen schoß, weil er dachte, nun werde ein Interdikt erfolgen, so sahen wir Kinder auch ängstlich auf den Vater hin — aber das Interdikt wurde nie gesprochen. Der Vater war einst selbst ein leidenschaftlicher Taubenzüchter gewesen, die Mutter ließ sich die Unsauberkeit gefallen, weil wir Kinder solch Vergnügen an den Tauben hatten, und die Tauben waren und blieben ein öffentliches Geheimniß, bis Herr Rubinson einige Jahre später einmal bei dem Bestreben fremde Tauben anzulocken, aus dem Dachfenster hinausstieg und einen schweren Fall auf ein Nachbardach hinunter that, der ihn auf ein

langes Krankenlager und damit die Tauben aus dem Hause brachte.

Wir waren zu bestimmten Stunden und viel, aber nicht immer, bei unserer Mutter, und solch eine Gewöhnung an eine bestimmte Zeiteintheilung ist Kindern schon in ihrer frühesten Jugend heilsam. Daß wir in verschiedenen Etagen wohnten, kam dieser Anordnung zu Statten. Jede der Etagen hatte aus Vorsicht für uns vor der Treppe ein kleines hölzernes Gitter erhalten, und war dies zugemacht, so waren wir eben auf unser Terrain angewiesen. Es blieb uns dann nichts übrig, wenn wir nicht mit einander spielen mochten, als aus dem Fenster zu sehen, und wie ich im Hause nicht müde wurde, jeden Winkel und jede Schieblade zu untersuchen, so konnte ich stundenlang am Fenster auf einem Stuhle knien und drüben die Häuser und die Nachbarschaft betrachten.

Von der Weise, welche man jetzt hat, die Kinder zu beschäftigen, von den sinnreichen Spielen, von der Fröbelschen Theorie, wußte man damals, oder doch mindestens in unserem Hause, noch nichts. Wir hatten allerlei Spielzeug, Häuserschachteln, Puppen, Festungen die zum Theil sehr schön und kostbar waren, und die wir meist von unserm ältesten Onkel erhalten hatten,

wenn er von Petersburg oder sonst von Reisen zurück kam. Aber mit fertigem Spielzeug läßt sich nicht lange spielen, und bis ich groß genug war, um selbst für die Puppen nähen und schneidern zu können, hatte all unser Spielzeug, hatten selbst meine kostbarsten Puppen nur das Interesse der Neugier für mich. Ich wollte wissen, wie die Dinge gemacht wären, wie sie von Innen aussähen, und um das zu ergründen, arbeitete ich so lange an ihnen herum, bis ich sie zerbrochen hatte.

Meine Eltern, welche uns nur einfachere Dinge gaben, schalten mich dann immer. Sie thaten mir aber damit, ohne es zu wollen und zu wissen, Unrecht, und die Kinderfrau, welche mich nicht besonders liebte, bestärkte sie darin, denn sie versicherte, daß ich mir auch aus dem Allerschönsten gar nichts mache, daß kein Abmahnen bei mir helfe und daß ich nicht Ruhe hätte, bis Alles zerbrochen und verdorben sei. Sie sahen dem angebornen Thätigkeits- und Forschungstriebe der Kinder gar nichts nach oder vielmehr, sie verstanden denselben gar nicht. Sie dachten nicht, welch einen Eindruck es auf ein Kind macht, wenn es seiner ganzen kleinen Erfahrung entgegen ein todtes Ding, einen hölzernen Vogel, einen hölzernen Hund Töne von sich geben hört und sie räthselhafte Be-

wegungen machen sieht. Warum bellt der Hund im Bilderbuche nicht? fragt das Kind. — Der ist ja nur gemalt! heißt es dann. Aber warum bellt denn dieser hölzerne Hund? forscht es weiter, ohne sich bewußt zu sein, daß es mit diesem Schlusse von dem gemalten auf den hölzernen und auf den lebendigen Hund, den Begriff des Lebendigen und des Leblosen gefunden und in sich festgestellt hat. Das ist von Innen so gemacht! giebt man ihm zur Antwort, und bedenkt nicht, wie man das Kind damit wirklich zwingt, die Sache zu untersuchen.

Heute noch erinnere ich mich des Schreckens, mit dem ich einmal vor einer kleinen zerbrochenen Leier dastand, auf welcher sich ein Vogelbauer mit einem gelben Vogel in die Runde drehte, während kleine klimpernde Töne erklangen. Ich hatte mit voller Ueberlegung das Innere sehen wollen, und deshalb das weiße Leder zwischen dem Brettchen der Leier ein wenig gelockert, aber das half mir nichts. Ich konnte nichts sehen, ich mußte etwas mehr losreißen. Nun hatte ich das gethan, ich drehte die Leier wieder, sie klang nicht mehr recht. Die Ahnung, daß ich wieder etwas verdorben hätte, kam über mich. Fast ohne zu wissen, was ich that, riß ich das ganze Leder herunter.

Da lagen nun die zwei weißen Brettchen, da sah ich nun fünf dünne Roßhaar-Saiten über einen kleinen Bock gespannt, und an der Kurbel saßen zwei Stückchen Federposen, welche über die Saiten streiften, wenn man die Kurbel drehte. Das war also Alles! Nun wußte ich's, und nun wollte ich das Spielzeug erst recht genießen. Aber ich drehte und drehte, das Vogelbauer ging in die Runde, so oft ich's nur wollte, indeß das Singen hatte der Vogel verlernt. Ein trauriger Zerglieder meiner Freuden stand ich vor einem neuen Räthsel da, und hatte mit tiefer Betrübniß im Herzen auf den gegen mich ausgesprochenen Tadel gar keine andere Entschuldigung vorzubringen, als daß ich den Vogel gar nicht hätte zerbrechen wollen, und daß ich Nichts dafür könne, daß mein Spielzeug entzwei gegangen sei. Noch viel unglücklicher aber sah ich auf meine Puppen hernieder, wenn ich, gleichfalls nur in der Absicht zu wissen wie sie von Innen gemacht wären, ihren Kopf mit einer Nadel oder mit einer Scheere von hinten leise angebohrt hatte, um dann erst mit einem Finger und dann mit zweien, behutsam hinein zu fühlen. Und wenn dann das Papiermaché oder das Wachs plötzlich in lauter Bröckeln zu meinen Füßen fiel, war ich jedesmal so betroffen und so nieder-

geschlagen, als wäre mir dasselbe nicht schon vorher oft genug begegnet. Es bedarf für Kinder durchaus der mehrmals wiederholten gleichen Erfahrung, um sie in jedem besonderen Falle den Schluß von Ursache und Wirkung richtig ziehen und in sich feststellen zu lassen.

Ich habe mir nebenher daraus die Lehre gezogen, daß man bei Kindern wirklich einen Unterschied machen muß zwischen dem bösen, verstandlosen Zerstörungstriebe, welchem man nicht früh genug entgegentreten kann, und zwischen der naturgemäßen Neugier, welche absichtslos, ja in gewissem Sinne mit voller Berechtigung ihr Zerstörungswerk verübt. Man hat mir dagegen eingewendet, daß man den Kindern eben deshalb nur ursprüngliche Dinge, also die Fröbelschen Würfel und Klötzchen und Stäbe zum Spielen geben, daß man ihre Spiele nur auf's Schaffen hinleiten, und sie stufenweise fortschreitend an die Dinge gewöhnen müsse, so daß sie nicht von Wundern überrascht und von Verwunderung zum Zerstören angetrieben würden. Mich dünkt aber, solche abstrakte Entwickelung und Unterrichtung lasse sich in Mitten unserer Welt nicht ausführen, und ich meine auch, man müsse dem Kinde das Denken und Vorwärtskommen auf seine eigene Weise nicht ganz behindern. Aus sehr systematischen Erziehungen habe ich meist nur

beschränkte Köpfe und pedantische Seelen hervorgehen sehen, und wer nicht von früher Kindheit an auf seine eigene Hand zu irren und zu fehlen gelernt hat, der lernt es auch bei den Tausend unberechenbaren Wechselfällen und Zufällen des spätern Lebens nicht leicht, sich zurechtzufinden, sich zu helfen und sich durchzuschlagen. Der Mensch ist, wenn er eben die Anlage zu einem ganzen Menschen in sich trägt, schon in seiner Kindheit viel zu individuell, als daß es weise wäre, ihn nach allgemeinen Grundsätzen, nach Theorien zu erziehen; und wenn ich sehen muß, wie viel mit halbverstandenen Systemen an den Kindern gesündigt wird, preise ich mein Geschick glücklich, das mich vor aller Experimentalerziehung bewahrte. Denn es schadet dem Kinde viel weniger, wenn es hie und da einmal Unrecht thut oder Unrecht leidet, als wenn seinen natürlichen Anlagen zu sehr entgegengetreten, und dem Bischen Freiheit, das es nöthig hat, durch Regeln und Maximen der Spielraum entzogen wird.

Fünftes Kapitel.

Aus dem Fenster zu sehen, bin ich als Kind nicht müde geworden. Alles interessirte mich, und das am meisten, was sich alle Tage wiederholte. Ich kannte in meinem fünften, sechsten Jahre jedes Haus und alle Menschen in der Straße. Da war erst ein Materialladen von Colevius, in welchem zu unserer Belustigung der erste Commis Herr Honig hieß. Wir durften hingehen, uns dort selbst Etwas zu kaufen, wenn einer von den Eltern auf dem Wolme stand, um uns nachzusehen. Dann kam der Bäcker Herr Kuhr. Er hatte eine hübsche Tochter, die uns, wenn sie unserer habhaft werden konnte, immer küßte, und uns irgend ein Backwerk schenkte. Daneben lag unser früheres Haus. Es wohnte nun ein Bankier Borchard darin, mit einer schönen Frau. Die Leute waren kinderlos und hatten eine große Vorliebe für meine beiden Brüder. Uns ganz gegenüber wohnte ein Getreide-Makler Schulz. Er war groß und mager, trug beständig einen

grauen, langen Rock, hatte eine rothe Nase und eine ganz glatte schwarze Perrücke. Die Frau, die hübsch und immer sehr elegant gekleidet war, saß schon am frühen Morgen stramm frisirt an ihrem Fenster oder auf ihrem Wolme, je nach der Jahreszeit. Sie strickte und las dazu den ganzen Tag, und ihr gegenüber saß ein weißer Spitz mit blankem Halsband, der sich nicht rückte und nicht regte, außer wenn er sich hinlegte um zu schlafen, und wenn er sich gähnend beim Erwachen ausstreckte. Die Leute hatten auch keine Kinder, und weil sie also zu viel Raum im Hause hatten, wohnte im obern Gestock bei ihnen ein anderer Herr, mit Namen Peppel. Seine Fenster lagen grade denen der Kinderstube gegenüber, wir konnten zu ihm, er konnte zu uns hineinsehen — doch von ihm spreche ich noch ganz besonders.

Das Haus neben dem Schulze'schen hatte verschiedene Einwohner. Unten wohnte ein Zinngießer, Herr Bethge. Er war ein hübscher rüstiger Mann, der oft mit bloßer Brust und geschwärzten Händen von der Arbeit auf den Wolm hinaustrat, und hatte in seinen jungen Tagen als Gesell die Meisterin, eine kleine verwachsene Frau, geheirathet. Sie waren wohlhabende Leute, und wir haben manch Spielzeug von ihnen ge-

kauft, manch anderes von ihnen geschenkt bekommen, wenn wir für unsere Fünfschillinge uns etwas kaufen wollten.

Mehr Reiz aber als der Zinnladen mit seinen blanken Tellern und Leuchtern, Krügen und Kannen, hatte die Familie für mich, welche die mittlere und obere Etage bewohnte. Es waren, wie wir es nannten, fromme Juden, d. h. Juden, welche noch ganz nach jüdischen Sitten und Gebräuchen lebten. Sie waren unbemittelt, waren uns verwandt, oder doch lange mit unseren Großeltern bekannt gewesen, und nahmen vielen Theil an uns. Die alte, sehr kleine, sehr freundliche und äußerst saubere Hausfrau hatte meiner Mutter bei ihren Entbindungen beigestanden, besuchte uns in Krankheitsfällen und gab meiner Mutter, wenn diese in einer der Vorstuben grade am Fenster saß, ein Zeichen mit dem Kopfe oder mit der Hand, wenn wir Kinder oben in der Kinderstube am Fenster oder unten auf dem Wolme irgend etwas Gefährliches unternahmen.

Wie soll man die Kinder nur behüten! sagte meine Mutter einmal bei solchem Anlasse, als wir ihr einen heftigen Schreck verursacht hatten.

Kinder kann kein Mensch behüten, versetzte die alte

Madame Japha, wenn der liebe Gott sie nicht mit seinen Engelchen bewacht.

Das ist einer von den wörtlichen Ausdrücken, die mir rührend und anmuthig aus jenen Tagen im Gedächtniß geblieben sind, so fern diese Anschauung mir jetzt auch liegt. Es gefiel mir so gut, daß die Engel über uns Wache hielten.

Herr Japha war viel zu Hause. Er hatte einen ganz kleinen grauen Bart, und immer eine weiße steifstehende Schlafmütze auf — die einzige Schlafmütze, welche ich damals kannte. Früh am Morgen stand er betend und sich dazu schaukelnd am Fenster, und ich sah ihn sich neigen und Bewegungen machen, die ich nicht verstand. Später am Tage saß er meist, aus einer Kalkpfeife rauchend und hie und da eine Prise nehmend auf demselben Platz am Fenster. Freitags Abend zündete man Lichter in der Stube an, und ich sah mehr Bewegung als sonst dort üblich war. Ich wußte, daß jetzt dort Feiertag sei, daß über einer großen Stritzel, die mit einem weißen Tuch bedeckt war, jetzt ein Segen ausgesprochen wurde, aber zugesehen hatte ich das nie und darum beschäftigte es mich so sehr. Um Ostern schenkte man uns aus dem Hause Osterfladen und kleine Zuckerklümpchen, die eigens für

die Osterzeit bereitet waren; zu einer andern Zeit im Jahre, im Herbste, standen während des Laubhüttenfestes Palmzweige und große Paradiesäpfel, eine Art von Cedraten, in einer bestimmten Ecke des Fensters. Die Hauptfeierlichkeit fiel aber in den Winter oder doch in den Spätherbst, wenn Regen und Schnee bereits ihr Wesen in den Straßen trieben, und die Tage, die bei uns in Preußen wesentlich kürzer sind als im mittlern Deutschland, durch die Nebel und Wolken noch mehr verkürzt erschienen. Dann tauchte mit einem Male drüben in der Stube auf dem Fensterbrett an einem Abende ein Wachslicht auf — und nun begann die Herrlichkeit, begann die Girandola meiner Kindheit. Am nächsten Abende standen und brannten zwei Lichte an dem Fenster, am dritten Abende drei, und so ging das nun, immer prächtiger und heller werdend fort, bis etwa sieben oder neun Lichte brannten, und dann die Herrlichkeit mit einemmale vorbei war. Das sei das jüdische Weihnachtsfest, sagte man uns, und wir zerbrachen uns über den Widersinn dieser Erklärung die Köpfe nicht. Denn wenn Herr Japha mit seinem Weihnachtsfeste fertig war, stand das unsere vor der Thüre, und wir vergaßen die jüdische Weih-

nachtszeit, um an unsere eigenen Weihnachtslichtchen zu denken.

Ich ging oftmals zu Madame Japha hinüber, das heißt eigentlich zu der Tochter, die unverheirathet im Hause ihrer Eltern lebte, und mit ihrer Händearbeit die Familie unterhalten half. Sie galt für eine der geschicktesten Näherinnen der Stadt, hatte theilweise auch die Ausstattung meiner Mutter genäht, und diese sah es gern, daß ich spielend von dem guten Mädchen die erste Anleitung zu Handarbeiten empfing. Ich war sehr gern bei ihr. Denn erstens ließ sie mich immer ihr gegenüber auf dem Stuhle am Fenster, nicht wie ich es zu Hause gewöhnt war, auf einem Kinderstuhle oder Bänkchen sitzen, und ich kam mir also bei ihr viel erwachsener als zu Hause vor. Zweitens konnte ich bei ihr unser Haus und die andere Seite der Straße sehen, und drittens gab sie mir auf eine Menge Fragen Bescheid, auf welche ich zu Hause keine Antwort erhielt.

Von ihr erfuhr ich, daß wir Juden wären, und daß man mir dieses zu Hause verschweige, weil die andern Leute die Juden nicht leiden könnten. Von ihr erfuhr ich auch die Namen und die Bedeutung und die Ceremonien der jüdischen Feiertage. Sie

zeigte mir eine kleine blecherne Kapsel an ihrer Stubenthüre und sagte, darin wären die zehn Gebote, und die seien dort angehängt, damit man sie immer vor Augen und im Herzen habe. Dann ließ sie mich ein Gewebe von blau und weißer Wolle sehen, das ihr Vater auf dem Körper trug, und das auch die zehn Gebote bedeuten sollte. Sie zeigte mir einen Gebetmantel und ein langes weißes Hemde, das sie den Kittel nannte, und erzählte mir, das ziehe ihr Vater an dem größten Feiertage, an dem Tage der langen Nacht in der Synagoge an, wenn der liebe Gott sich mit den Menschen wieder für ein Jahr versöhne, und wenn ihr Vater sterbe, werde er in diesem Hemde begraben werden.

Als ich zu Hause von diesen Dingen zu sprechen anfing, verwehrte man es mir nicht eigentlich, aber man ließ mich doch nicht recht damit aufkommen. Und als ich dann dringlich wurde, erhielt ich den Bescheid, daß ich solche Sachen noch nicht verstehen könne, ich würde das später einmal Alles erfahren. Auf die ganz bestimmt gethane Frage: „sind wir wohl Juden?“ — versetzte mein Vater: Du bist unser Kind, und weiter geht Dich nichts an!

Damit war äußerlich die Angelegenheit abgethan,

aber innerlich beschäftigte sie mich um so mehr, und die Juden und ihre Feiertage und Gebräuche wurden mir unheimlich und mystisch, anziehend und widerwärtig zugleich. Daß wir Juden wären, und daß es schlimm sei, ein Jude zu sein, darüber war ich aber mit fünf, sechs Jahren, noch ehe ich in die Schule gebracht wurde, vollkommen im Klaren. So hübsch wir in unsern seidenen Pelzchen auch angezogen waren, und so gut unsere stattliche Kinderfrau uns auch spazieren führte, so erlebten wir es doch manchmal, daß ganz zerlumpte, schmutzige Kinder uns im Tone eines Schimpfes: Jud'! nachriefen, und die Kinderfrau sagte dann immer, daran sei nur ich mit meinem schwarzen Haare schuld.

Ich weiß nicht, weshalb ich zu Hause von solchen Ereignissen auf der Straße nie etwas erzählte. In den Kindern ist das Bewußtsein oft so umnebelt und so unvollständig, und doch die Einsicht, welche sie zum Handeln oder zum Unterlassen von manchen Dingen antreibt, so weit über ihr bewußtes Verständniß hinaus, daß sie oft klüger handeln als sie wirklich sind. Man möchte sagen, sie handeln aus einem Instinkte, der sie mehr und mehr verläßt, je nachdem das Bewußtsein in ihnen lebendig wird.

Ich ging aber von da ab nur noch lieber zu Mamsell Japha hinüber. Alles was die Familie besaß: ein jüdisches Gebetbuch, ein altes silbernes Balsambüchschen, wurden für mich Gegenstände von Bedeutung, von Werth, und wie unsere Kupferstiche mir die Gesammtheit der Kunst ersetzten und bedeuteten, so repräsentirte die gute Familie Japha mir in meiner Kindheit das religiöse und mystische Element. Stundenlang konnte ich mit einem zu säumenden Staubtuch bei Mamsell Japha sitzen, und fragen und fragen. Ich hatte sie lieb, denn sie war die erste Vertraute meines Lebens, die erste Person, mit der ich ein Geheimniß theilte. Wenn sie dann meiner Fragen müde wurde und stille saß, oder gar mit ihrer schwachen Stimme Lieder bei der Arbeit sang, die meist sehr sentimental waren, und unter welchen das Lied: „Hier ruhst Du Karl, hier werd' ich ruhn, mit Dir in einem Grabe!“ mich zu Thränen rühren konnte, so oft ich es auch gehört hatte, denn alle Drehorgeln spielten es damals — dann begann ein andres Vergnügen und zwar ein wunderliches Vergnügen für mich: ich betrachtete sie. — Und sie war so unschön, die gute Seele! Ihr Gesicht war von Blatternarben entstellt, ihre Nase platt, ihr Mund groß, und dazu war in der Blatternkrankheit

oder durch sonst einen Zufall eines ihrer Ohrläppchen in zwei Theile gespalten. Ich fand diese an sich höchst geringe Verunstaltung ganz schrecklich. Ich dachte immer, ich würde froh sein, wenn sie nur dieses Ohrläppchen nicht hätte, aber ich konnte mitunter kein Auge davon abwenden, und stierte sie dann dumm und ungeschickt an, bis sie die großen Locken, welche man damals trug und Brill-Locken nannte, so weit herunterzog, daß sie mir den Anblick ihres Ohrs benahmen.

Diese Lust an dem, was ihn quält, bleibt dem Menschen auf geistigem Gebiete oft bis in sein spätes Alter, aber es ist immer etwas Ungesundes darin, und ich bin froh, daß ich sie in der Kindheit an so geringen Dingen abgebüßt habe, als meine Phantasie überhaupt noch selbstquälerisch war. Ich glaube, mehr unnöthige Angst als ich hat sich nicht leicht ein Kind geschaffen. Die Furcht vor einzelnen Eindrücken, wie vor dem Krähen eines Hahnes oder vor lauten Trompetenklängen, die mich in den ersten Lebensjahren ganz außer mich brachten, hatte mein Vater mir dadurch abgestumpft, daß er absichtlich Hähne im Hofe hielt, und mich immer selbst auf die Wachtparade brachte. Es war eine homöopathische Kur, die vielleicht nicht überall zu em-

pfehlen ist, die bei mir aber ganz gut anschlug, denn jene Empfindlichkeit hörte sehr bald auf.

Indeß sie war auch eine Kleinigkeit neben den Schrecken, mit denen meine Phantasie mich ängstigte. Gespensterfurcht habe ich in früher Kindheit nicht gekannt, aber wenn man mich Abends zu Bett gelegt hatte, sah ich immerfort Gestalten vor Augen: Riesen, Städte, Vögel, Zwerge, bekannte Menschen, Bilder, die unablässig wechselten, unablässig in einander flossen, sich neu gestalteten, wieder verschwanden, deren Hast sich steigerte, je mehr ich mich davor zu fürchten begann. Ich rief dann die Kinderfrau, weinte, hielt sie an der Hand fest, bat, sie solle mir etwas erzählen, ich wolle das nicht mehr sehen. Aber was sie mir auch erzählte, es schwamm gleich Alles wieder in meine Bilder hinüber, und ich ließ dann mit Weinen und Bitten nicht eher nach, bis sie hinabging mir die Eltern zu holen, denen es auch immer gelang mich zur Ruhe zu bringen. Eine Spur dieses unfreiwilligen Bildersehens vor dem Einschlafen ist mir durch mein ganzes Leben geblieben. Nur daß es jetzt selten kommt, etwa wenn ich krank bin, oder wenn ich mich einmal mit Arbeit besonders angestrengt habe, und daß es jetzt meinem Willen doch meist gelingt, Herr darüber zu

werden, indem ich die Gedanken mit Gewalt auf einen Gegenstand hinwende. Es muß dieses Bilderſehen aber wohl bei Vielen vorkommen. Der berühmte Physiologe Johannes Müller bezeichnet es als Plaſticität der Phantaſie im lichten und im dunklen Sehfelde, die er ſelbſt beſaß, und hat ſeine Empfindungsweiſe dabei beſonders geſchildert. Genau ſo, wie er es ſchildert, habe ich es an mir erfahren, nur daß ich nicht im Stande war, die Bilder willkürlich zu erzeugen, ſondern daß ich ihrem Erſcheinen in meiner Kindheit willenlos erlag, und daß ich auch jetzt, wenn irgend ein Zufall mir ſolch ein Bild vor dem Einſchlafen wach gerufen hat, nicht die volle Freiheit habe, die Reihe der ihm folgenden Bilder ſelbſtſtändig zu beſtimmen. Sie haben für mich auch heute noch das Verſchwimmende von dissolving views, und nur ihr Aufhören liegt meiſt in meiner Macht.

Es war in jener Zeit meiner erſten Kindheit, in den Jahren achtzehnhundert und ſechszehn und ſiebzehn, daß Frau von Krüdner ihr Weſen in Deutſchland trieb, und die Unterhaltung über den von ihr prophezeiten Weltuntergang war damals ebenſo im Gange, wie vor einem Jahre das Geſpräch über den Zuſammenſtoß der Erde mit dem Kometen. Dazu muß in jener Epoche

irgendwo die Pest sehr stark gewüthet haben, denn die Vorstellungen, daß die Pest kommen und wir Alle sterben, oder die Welt untergehen und wir so Alle unsern baldigen Tod finden würden, waren sehr zeitig in meinen Kopf gekommen und flößten mir ein unbeschreibliches Entsetzen ein. Wo ich eines Menschen habhaft werden konnte, auf dessen Lust zu antworten ich irgend rechnen durfte, fragte ich nach dem Weltuntergange und nach der Pest. Kein Eifersüchtiger sucht mehr die Bestätigung seines Unglücks zu erspähen, als ich mir die Gewißheit zu schaffen strebte, daß wir Alle umkommen würden; und hatte ich heute darüber geweint, daß ich sterben müsse, so jammerte ich morgen darüber, daß die Eltern sterben und ich dann allein bleiben würde.

Meine Eltern hatten große Geduld mit mir. Die Mutter saß oft stundenlang an meinem Bette, mich zu beschwichtigen, der Vater redete mir mit Ernst zu, so weit ich mit meinen sechs Jahren für Vernunftgründe zugänglich war. Half dann Nichts, so schalt er mich und gab mir bisweilen, was jedoch nie aus Heftigkeit, sondern aus voller Ueberlegung geschah, ein Paar Schläge, welche in diesen Fällen bei Kindern ebenso wirksam sind, als irgend ein ableitendes Blasenpflaster.

Ich hörte im Schreck über die Schläge zu sprechen auf, und das war die Hauptsache, denn Kinder überreizen sich oft mit ihren eigenen Reden. Die Schläge gaben meinen Gedanken eine natürliche Richtung; ich fing vor Schmerz zu weinen an und weinte mich so still in den Schlaf.

Waren aber die Eltern, wenn ein solcher Anfall über mich kam, nicht zu erreichen, so ging es mir allerdings nach meinen Begriffen noch weit schlimmer. Der Kinderfrau, welcher ein sehr altkluges, sehr ernsthaftes und dabei ihr oftmals unbegreifliches Kind eben keine angenehme Pflegebefohlene sein konnte, war es unerträglich, wenn meine Phantastik ihr die letzte stille Abendstunde verdarb, auf welche sie sich den Tag über vertröstet haben mochte, oder wenn ich sie gar hinderte, sich niederzulegen, weil ich sie bei der Hand an meinem Bette festhielt. Sie fuhr mich dann sehr heftig an, deckte mich fest zu, weil ich manchmal vor Angst bald kalt bald heiß war, und sagte drohend nach dem uns gegenüber liegenden Hause des Schulz hinweisend: „warte nur! der Herr Peppel kommt!“

Das Entsetzen, welches diese Worte mir und gelegentlich auch meinen Geschwistern einflößten, vermag ich so wenig zu beschreiben, als ich jetzt zu be-

greifen vermag, wie und weshalb der gute Herr Peppel uns dasselbe erregen konnte. Es gehört für mich zu den räthselhaften Erscheinungen in der Phantastik der Kinder, denn Nichts, auch nicht das Geringste bot einen Anlaß dar, den Mann furchtbar für uns zu machen.

Er konnte zwischen dreißig und vierzig Jahre alt sein, war Commis in einem Kaufmannshause und hatte ein stilles, durchaus freundliches Gesicht. Am Tage war er, mit Ausnahme des Sonntags, wenig in seiner Wohnung. Morgens band er vor einem Spiegel an seinem Fenster sein weißes Halstuch um und kämmte sein Haar; Mittags, wenn er eine Weile nach Hause kam, las er am Fenster, und Abends waren seine Rouleaux herunter. Niemand aus unserm Hause kannte ihn persönlich, wir Kinder hatten nie mit ihm gesprochen, nie das geringste Böse von ihm gehört, und ich weiß nicht, wie die Kinderfrau darauf gekommen ist, ihn zum Schreckbild für uns zu wählen, wenn es nicht etwa der Umstand sein mochte, daß er von allen in unserer Nähe wohnenden Personen allein für uns Kinder eine Art unbekannter Größe war. Die Thatsache steht fest, daß wir eine Seelenangst vor Herrn Peppel hatten, und daß die bloße Nennung seines Namens, die bloße Drohung, er werde kommen, mir den kalten Schweiß

auf die Stirne trieb, und mir noch fürchterlicher war, als die Vorstellungen von Pest und Tod und Weltuntergang, welche sonst mein Herz beängstigten.

Ich zweifle nicht, daß es eine große Anzahl von Kindern giebt, deren Phantasie sich solche Schreckbilder schafft, denn es wiederholt sich in jedem einzelnen Menschen die Entwickelungsgeschichte der Menschheit, wenn der Fortschritt der Gesammtheit auch für den Einzelnen die verschiedenen Stufen und Uebergangsepochen weniger bemerklich gemacht, und in ihrem Verlaufe auf die kürzeste Zeit herabgedrückt hat. Es war als müßte ich immer etwas haben, was mir Angst einflößte, dem gegenüber ich meine Ohnmacht empfand, und ich zog meine Schreckbilder niemals aus einer gespenstigen Welt herbei, sondern aus den Dingen, die mir aus der Wirklichkeit entgegen traten. Mit Ausnahme der ganz thörichten Angst vor unserm Nachbar beruhten meine Befürchtungen immer auf einer an und für sich wirklich schreckhaften Sache, und hatten also einen vernünftigen Boden. Aber wie das ganz kleine Kind nach dem Monde langt, weil ihm der Begriff der Entfernung und der Maaßstab für dieselbe fehlen, so konnte ich nicht ermessen, wie nahe oder wie fern die Dinge mir waren, welche mir Furcht machten, und

meine Phantasie vernichtete zu meinem Schaden alle Trennungen durch Raum und Zeit.

Ob mit wirklichen Erklärungen in solchen Fällen Etwas zu machen ist, möchte ich bezweifeln. Es nützt nichts, wenn man dem Kinde sagt: das Land, in dem die Pest ist, oder das Land, in welchem die Erde gebebt hat, ist sehr weit von hier. Nähe und Ferne sind ihm keine deutlichen Vorstellungen. Es fragt sofort: aber warum kommt das Unglück nicht auch hieher? Was man ihm dafür zum Troste geben kann sind Erfahrungssätze und die auf diese Erfahrungssätze gebauten Schlüsse, die dem Kinde nichts bedeuten können, und die ihre Wirkung augenblicklich verlieren, wenn die Augen der Eltern, aus denen es seine beste Beruhigung sucht, nicht mehr über ihm leuchten.

Es bleiben also in der Regel nur zwei Hilfsmittel übrig, die Beschäftigung der Phantasie mit heitern Bildern und mit fremden Personen, d. h. die Dichtung, namentlich das Mährchen — und eine Disciplinirung des unregelmäßig spekulirenden Verstandes durch den Unterricht. Und diese beiden Ableiter wurden mir dann auch geboten.

Sechstes Kapitel.

Es war am ersten April des Jahres achtzehnhundert und siebenzehn, als ich die Schule zu besuchen begann. Ich hatte zu Hause von meiner Mutter das ABC und einige Gedichte gelernt, und ich erinnere mich nicht, daß der Gedanke in die Schule zu gehen, mir irgend welches Vergnügen gemacht hätte.

Man nahm mich früher als gewöhnlich aus dem Bette, man gab mir einen ziemlich großen weißen Korb, der zwei Deckel hatte, packte mir eine Schreibtafel und eine Fibel von Löhr, ein Taschentuch und eine in Papier gewickelte Buttersemmel ein, und mein Vater selber nahm mich an die Hand, um mich in die Schule zu bringen. Die Mutter begleitete mich bis vor die Thür, die Kinderfrau, welche solche Gunst sonst nur meinen Brüdern bewies, die sie von ihrer Geburt an auferzogen hatte, steckte mir ein Stück Kandis in die Hand, und ich hatte ein beklemmendes Gefühl, als ob ich auf

Reisen gehen sollte, oder als ob mir etwas Unangenehmes geschähe.

Der Weg, den wir zu machen hatten, war nicht lang. Wir gingen über den Rathhausplatz, durch die Brodbänkenstraße, über den kleinen Domplatz nach dem großen Domplatz, wo dem Dome gegenüber unser Schulhaus, ein ganz gewöhnliches Bürgerhaus, gelegen war, denn die Ulrich'sche Schule, welche ich besuchen sollte, war eine Privatanstalt. Mein Vater war auf dem Wege sehr heiter mit mir, er ließ mich unten an der Treppe meine Stiefel recht rein machen, schärfte mir es ein, verständig und artig zu sein, und sagte, wenn die Schule aus sei, so werde man mich holen kommen.

Unten in einer kleinen Stube empfing mich die Frau unseres Direktors, eine noch junge, sehr anmuthige Frau, mit schönen blonden Locken zu beiden Seiten des Gesichts. Sie küßte mich, versprach auf meines Vaters Bitte, daß man Nachsicht mit mir haben werde, dann ging mein Vater davon und Madame Ulrich, die ich eben so wie ihren Mann schon ein Paar Tage vorher gesehen hatte, als der Vater mich ihnen vorgestellt, nahm mich an die Hand und führte mich in das große Hinterzimmer zu ebner Erde, in welchem das Morgengebet gehalten wurde.

Das Zimmer, groß, finster, kalt, wie all diese Königsberger Hinterstuben, war voll von Bänken und für meine Vorstellung voll von einer unermeßlichen Menschenmenge. Hinten nach den Wänden standen, wie mir schien, ganz erwachsene und sehr große Frauenzimmer. Sie mögen fünfzehn, sechszehn Jahre alt gewesen sein. Weiter nach vorn waren die jüngern Mädchen, und ganz vorn Kinder meines Alters, zwischen denen Madame Ulrich mir meinen Platz anwies. Die Mädchen standen Alle in Reih' und Glied, sprachen und lachten laut mit einander, die Kleinen zu meiner Seite fragten mich, wer ich sei, und ich hatte ein dumpfes Gefühl der Benommenheit, in welchem ich die schweren Guirlanden von Blumen und Früchten, die in Stuck an der Decke ausgeführt und vor Alter ganz schwarz geworden waren, einfältig betrachtete.

Während dessen erschien noch eine Lehrerin und ein Paar Lehrer in dem Zimmer, welche mit Madame Ulrich neben dem Klavier Platz nahmen. Die Lehrerin, eine Mademoiselle Anne, kam mir zu sagen, daß ich meinen Schulkorb grade vor meine Füße stellen, und, wenn das Morgenlied gesungen werde, die Hände falten müsse, und dann trat Herr Ulrich selbst herein. Das Sprechen verstummte plötzlich, alle Gesichter wurden

ernsthaft, Herr Ulrich sah mit seinen großen, etwas hervortretenden Augen ernst, ja streng durch das Zimmer hin, dann setzte er sich am Klavier nieder, schlug ein Notenbuch auf, nannte das Lied: Wie schön leuchtet der Morgenstern! und nun fing die ganze Schaar von jungen Kehlen zu singen an.

Es war der erste Gottesdienst dem ich beiwohnte, und er machte mir einen großen Eindruck. Ich verstand die Worte des Gesangs zwar gar nicht, nur die feierliche Melodie empfand ich; aber das Gebet, welches Herr Ulrich nach dem Liede aus dem Stegreif sprach, das begriff ich sehr gut, denn es enthielt ähnliche Gedanken, wie das Abendgebet, das ich immer vor Schlafengehen hergesagt hatte, und ich war schon auf dem Wege es recht hübsch in der Schule zu finden, als ein Zwischenfall meine beginnende Zufriedenheit störte.

Herr Ulrich nämlich, der, obgleich noch ein junger und eigentlich ein sehr hübscher Mann, doch eine harte Physiognomie hatte, kam gleich nach dem Gebete auf mich zu, mich zu begrüßen und zu ermuthigen. Er sagte, er habe neulich gesehen, daß ich ein ganz kluges Mädchen wäre, ich möchte daher nur recht fleißig und aufmerksam sein, dann würden sie mich Alle sehr lieb haben. Wenn Du aber nicht fleißig bist, fügte er lachend

hinzu, indem er in die Höhe nach dem Plafond hinauf sah, von dem ein leerer Kronenhaken in das Zimmer herunterhing, wenn Du nicht fleißig bist, Fanny! so packen wir Dich in Deinen großen Bücherkorb und hängen Dich hier an der Decke auf! — Er lachte noch einmal, die andern kleinen Mädchen lachten auch, und ich — ich glaubte ihm seine Drohung buchstäblich, und fing zu weinen an. Es war mir, als wäre ich in die Höhle des Ogers gerathen.

Madame Ulrich und Mademoiselle Aune kamen augenblicklich herbei, um mich zu trösten, ein kleines Mädchen, sie hieß Molly Zornow, sagte gutmüthig: sei doch nicht so dumm, es ist ja Spaß! Ein Paar der Erwachsenen hoben mich im Vorbeigehen auf und küßten mich, und ich wurde still. Aber die Schule war mir verdächtig geworden, und die große Hinterstube konnte ich nun ein für alle male nicht mehr leiden.

Zu meinem G[illegible] hatten wir Kleinen auch gar keinen Unterricht in derselben. Wir wurden, etwa acht oder zehn Kinder, den ganzen Morgen hindurch in einer freundlichen, nach der Straße gelegenen Stube im zweiten Stock von Mademoiselle Aune, der Tochter einer französischen Kolonisten-Familie, und von Madame Ulrich beschäftigt, und ich hatte mich in dem Zimmer und

unter den Kindern nach einer Stunde so eingewöhnt, daß der Hunger, der mir beim Frühstück zu Hause gefehlt hatte, sich mitten in der zweiten Stunde um so stärker einstellte, und ich meine Semmel hervorholte, um ihm zu genügen. Kaum aber hatte ich das gethan, als die ganze Klasse zu lachen begann, und Mademoiselle Aune mir meine Semmel mit dem Bemerken fortnahm, essen dürfe ich nicht. Sie legte das Brod auf einen Schrank, die Stunde hatte ihren ruhigen Fortgang, mir fing vor Hunger der Kopf an sehr wehe zu thun, und als Mademoiselle Aune das Zimmer nach beendigter Lektion verließ, vergaß sie mir mein Frühstück zurück zu geben. Es mir zu nehmen hätte ich nicht gewagt, wäre ich selbst im Stande gewesen, es zu erreichen. Die Andern, die es sich in der Zwischenstunde wohl schmecken ließen, dachten nicht an mich. Von ihnen etwas zu fordern, hielt eine Verlegenheit mich ab, die nächste Lehrerin wußte von dem Vorgange nichts, und so blieb ich bis zwölf Uhr sitzen, mit fürchterlichen Kopfschmerzen, mit dem größten Hunger, meine mir rechtmäßig gehörende Semmel immer vor Augen, und mit dem festen Entschlusse, nie wieder in die Schule zu gehen, die ich abscheulich fand. Der erste Zwang, der dem Menschen von Fremden auferlegt wird, drückt

vielleicht am schwersten, und von diesem Punkte aus betrachtet, ist der Eintritt eines Kindes in die Schule eines der größten Ereignisse des Lebens, wenn schon ein Jeder das Gleiche erfährt.

Die bestimmte Erklärung, daß ich nie wieder in die Schule gehen würde, war auch das Erste, was ich zu Hause mittheilte. Glücklicher Weise waren meine Eltern mit Herrn Ulrich übereingekommen, daß ich den Sommer hindurch nur die Vormittagsstunden besuchen und den Handarbeits-Unterricht noch nicht mitnehmen sollte, so daß ich an dem Tage Zeit fand, meinen Kummer im Spiele mit meinen Geschwistern zu vergessen; und am andern Tage brachte das Zureden meiner Eltern und die Versicherung, daß ich allein an meinem Unglück Schuld gewesen sei, mich dahin die Sache noch einmal zu versuchen. Mein Vater gab mir einen Brief mit, in welchem er meldete, wie einfältig ich gehungert hätte, und da man daraus ersah, mit was für einem Geschöpfe man es zu thun hatte, behandelte man mich so freundlich und rücksichtsvoll, daß ich mich bald mit meinem Loose aussöhnte, ja es zu lieben begann.

Ich lernte leicht, der Vater half mir zu Hause auch nach, und in der Schule wie zu Hause dafür ge-

lobt zu werden, machte mir großes Vergnügen. Man hatte damals bei uns noch die alte mühsame Buchstabiermethode, und das Lesenlernen war ein schweres Stück Arbeit, wenn man es mit der Weise vergleicht, in welcher die Kinder jetzt das Lesen und Schreiben so schnell und fast gleichzeitig erlernen. Aber ich glaube, hätte Herr Ulrich auch die Lautirmethode und alle die jetzt üblichen Erleichterungen gekannt, er wäre im Stande gewesen, sie, eben weil es Erleichterungen waren, zu verschmähen, denn das Lernen sollte nach seiner Ansicht, die ich freilich erst lange Zeit nachher begreifen lernte, vor allen Dingen die Kraft und die Energie des Geistes entwickeln. Daß er sich bei der Ausführung dieser Idee vielfach in den Mitteln vergriff, ist nicht zu läugnen. Wo aber seine Ansicht und sein Wesen mit Elementen in Berührung kamen, welche für seine Behandlungsweise das nöthige Gegengewicht in sich trugen, da leistete er für die Entwickelung des Charakters bei den Kindern wirklich viel; und es leben gewiß noch eine große Anzahl meiner Mitschülerinnen, welche dies eben so dankbar anerkennen als ich.

Mit den jetzigen Schulanstalten hatte unsere Schule nicht allzuviel gemein, und sie wäre jetzt in Preußen

wohl eine Unmöglichkeit, weil die Regierung ein solches Institut nicht dulden, und sich auch nicht leicht Eltern finden würden, ihre Kinder demselben anzuvertrauen. Herr Ulrich hatte nie ein Examen irgend einer Art gemacht, sondern schon frühe zu unterrichten und zu erziehen angefangen, sich dann mit der Tochter eines in Königsberg sehr geachteten Advokaten verheirathet und seine Schule eröffnet, die bald von den Töchtern der angesehensten Familien besucht wurde. Als ich in die Schule eintrat, war erst eine Generation von Schülerinnen darin unterrichtet worden, und sie mochte also seit dem Jahre zehn oder eilf bestanden haben. Etwa ein Jahr, nachdem ich mich in derselben befand, kam auch eine Anzahl von Knaben hinzu, die vorher besondere Lektionen gehabt hatten. Sie gehörten ebenfalls den begüterten Familien an und wir hatten mit ihnen alle Unterrichtsstunden gemeinsam, nur daß wir an getrennten Tischen saßen, und daß sie ihren Unterricht in den alten Sprachen erhielten, wenn man uns am Nachmittage in Handarbeiten unterwies.

Aber nicht allein diese Einrichtung war eine willkürliche, sondern auch die Höhe des Schulgeldes hing in jedem besondern Falle von der Bestimmung des Herrn Ulrich ab, der sich dasselbe je nach Schätzung

der Vermögensverhältnisse seiner Schüler zahlen ließ. Es waren Knaben in der Schule, von welchen er sich für den bloßen Unterricht und zwei tägliche Arbeitsstunden, die ein Hilfslehrer überwachte, zehn und zwölf Thaler monatlich entrichten ließ. Andere Knaben und Mädchen zahlten drei, vier, sechs Thaler den Monat, und als wir in einer späteren Zeit, in welcher mein Vater sich in schlechten Vermögensverhältnissen befand, vier Geschwister zugleich die Schule besuchten, erklärte Herr Ulrich sich aus freiem Antriebe dazu bereit, uns für ein Monatsgeld von zehn Thalern alle viere in der Schule unterrichten zu wollen. Er hatte dabei den Grundsatz, daß solch ein gemeinnütziges Institut, wenn in demselben keine kleinliche Sparsamkeit in Bezug auf die Wahl der Lehrer herrschen solle, von den Eltern je nach ihren Kräften unterstützt werden müsse; und da er sich für berechtigt hielt, soviel für den Unterricht zu verlangen, als er erhalten konnte, so nahm er dafür auch gelegentlich für einen oder ein Paar begabte Schüler einen ganz besondern Lehrer an, der ihnen in der Schule selbst einen Privatunterricht ertheilte, wenn sie dem gemeinsamen Unterricht entwachsen waren. Ich selbst und eine noch in Berlin lebende Dame haben auf solche Weise von einem vortrefflichen Lehrer

lange Zeit hindurch einen besondern Unterricht im Französischen erhalten.

Mit dieser Ansicht über die Individualisirung der Schüler, welche freilich in einer Privatschule, die schwerlich jemals mehr als hundert Schüler gezählt hat, leichter zu bewerkstelligen war, als in den großen öffentlichen Anstalten, hing auch die Methode zusammen, daß man in den verschiedenen Gegenständen bisweilen in verschiedenen Klassen unterrichtet wurde. Das hatte freilich für den Stundenplan große Unbequemlichkeiten, und wer zu diesen Ausnahmen von der Gesammtheit gehörte, konnte mitunter auch leere Stunden haben, in welchen man ihn mit Schreiben nach Vorschriften oder mit Zuhören in irgend einer andern Klasse beschäftigen mußte; aber es brachte doch vorwärts, und kam den Schülern auch dadurch zu Gute, daß es ihnen selbst ihre Befähigung für irgend einen Gegenstand feststellte, und ihren Eifer und ihre Neigung auf diesen hin verwies.

Wir hatten nur fünf Klassen, und sie waren, mit Ausnahme der Handarbeitsstunden sehr klein. Die Versetzungen waren also selten, da der ganze Kursus auf etwa neun Jahre, vom sechsten bis zum fünfzehnten Jahre angelegt war. Indeß befanden sich,

als ich die Schule besuchte, nur zwei Schülerinnen in derselben, welche gleich vom Anfang an in der Anstalt unterrichtet worden waren. Die Eine war ich selbst, und die Andere war ein schönes liebenswürdiges Mädchen, Angelika M., einige Jahre älter als ich, die Tochter eines reichen Eisenhändlers, die ich liebte, eben weil sie so schön und freundlich war.

Herr Ulrich hatte eine Vorliebe für uns Beide. Er hob es gern hervor, daß wir recht eigentlich seine Schülerinnen wären, und wir haben auch immer zu Denen gehört, welche von den üblen Seiten seines Charakters nicht viel gelitten haben. Er war nämlich von einer ungemessenen Heftigkeit, und in derselben der größten Rohheit und Unbarmherzigkeit fähig. Hatte eine Unachtsamkeit, hatte ein Versehen, eine kindische Unart ihn gereizt, so fuhr er wie ein Rasender empor, und hatte er sich mit den häßlichsten Schimpfworten noch nicht genug thun können, so half er sich, indem er die Schüler ohrfeigte, sie an den Ohren zauste, sie am Arm in der Stube herumriß, oder ihnen die Bücher an den Kopf warf und sie mit dem Stiele seiner langen Pfeife — er rauchte die ersten beiden Morgenstunden immer — auf den Schädel schlug, was sehr empfindlich gewesen sein soll. Die regel=

mäßigen Strafen seines ganz drakonischen Systems waren gegen diese Roheiten eine Erleichterung. Regelmäßig und mit Vorbedacht mit dem Lineal auf die Handfläche geschlagen zu werden, war besser als im Zorne abgestraft zu werden; und nachbleiben oder eine schlecht geschriebene Arbeit bis zum nächsten Tage fünf, sechs mal abschreiben zu müssen, das waren die nicht fleißigen Schüler so gewöhnt, daß ihnen dies gar nicht wie eine besondere Härte erschien. Wer schlecht liniirt hatte, blieb nach und liniirte fünfzig Seiten zur Strafe; wer ein Buch vergessen hatte, stand im Winkel, und ich glaube ein Tag, an welchem Niemand bestraft worden wäre, kam in der Schule gar nicht vor.

Herrn Ulrichs Laune war dazu noch äußerst wechselnd. Wir lebten, ich lasse es ungesagt mit welchem Rechte, des Glaubens, daß er hohes Kartenspiel spiele, dabei die Nacht oft spät wache, und daß er, wenn das der Fall gewesen sei, und er im Spiele kein Glück gehabt habe, immer am allerschlimmsten für uns gestimmt wäre. Eine Thatsache, die ich in den ersten Jahren meines Schulbesuchs noch mit erlebt habe, war es, daß er mitunter erst zum Morgengebete kam, wenn wir ihn lange erwartet hatten. Er sah dann übernächtig aus, hatte einen bis auf die Füße gehen-

den grauen Rock an, der es aber doch nicht verhüllte, wie er darunter noch nicht gehörig angezogen war, und selbst seine Frau, die ihm in der ersten Stunde den Kaffee hineinbrachte und auch die Lehrer gingen ihm an solchen Tagen sichtlich aus dem Wege. Wer in solchen Stunden keinen Unterricht bei ihm hatte, pries sich von ganzem Herzen glücklich. Er ging dann finster umher, die Nägel kauend, die weiße Kreide von der Rechentafel in der Hand, in welche er aus Zerstreutheit bisweilen hineinbiß, daß die Lippen ihm weiß wurden, und er noch ärger anzusehen war. Der Unterricht aber blieb dabei vortrefflich, und obschon wir Alle ihn fürchteten, obschon wir Alle die größten Ungerechtigkeiten von ihm erfahren hatten, und ihm selbst die Härte gegen seine vortreffliche Frau und gegen Mademoiselle Aune mit kindlichem Gerechtigkeitsgefühle nachtrugen, so werden doch, mit Ausnahme einiger unbegabter Schüler, gegen welche sein Verhalten unverantwortlich war, nur Wenige in der Schule gewesen sein, die ihn im Grunde ihres Herzens nicht trotz alledem verehrt hätten, und sich seiner nicht gern und dankbar erinnern.

Wie das möglich war, das ist nicht schwer zu sagen. Auch der Einfältigste von uns mußte es nämlich

erkennen, mit welcher Leidenschaft Herr Ulrich bemüht war, uns vorwärts zu bringen, wie warm unser Wohl ihm am Herzen lag, wie glücklich, ich brauche dies Wort mit Absicht und Bewußtsein, jeder unserer Fortschritte ihn machte. Er litt thatsächlich von unsern Fehlern, und ich erinnere mich noch, wie er einmal, als er ein sehr träges, schlaffes und schon halb erwachsenes Mädchen mit Heftigkeit von ihrer Bank emporgerissen hatte, plötzlich in den Ausruf ausbrach: „ich bin kein Lehrer für Dumme! ich kann nur gescheute Kinder unterrichten!“ — Er ließ das Mädchen wieder auf seine Bank zurücksinken, und entfernte es dann bald darauf aus der Schule, weil es wirklich für seine Art des Unterrichts nicht paßte. Aber auf mich machte er an jenem Tage einen unvergeßlichen Eindruck. Obschon ich höchstens neun oder zehn Jahre alt gewesen sein kann, verstand ich an dem Tage den ganzen Zustand, ja den Charakter unseres Lehrers, und ich hing von da ab mit einer Art von scheuem Mitgefühl an ihm.

Dazu war seine Art zu unterrichten die angenehmste und geistreichste, welche mir jemals vorgekommen ist. Er stellte die Thatsachen hin und machte es uns durch seine sehr kurzen, sehr bestimmten und eng auf einan-

der folgenden Fragen möglich, die Ursachen derjenigen Dinge zu finden, die uns zu Anfang der Stunde noch fremd und überraschend dagestanden hatten. Damit hing es zusammen, daß er verhältnißmäßig wenig vortrug, daß wir es aber lernten, leicht und bestimmt zu sprechen, und daß wir geistig fortdauernd thätig, immerfort eine Art von Siegesbewußtsein genossen. Seht Ihr wohl, das habt Ihr nun ganz von selbst gefunden, das ist ganz einfach! pflegte er zu sagen, wenn er uns den Weg zu neuen Erkenntnissen so vorbereitet hatte, daß wir ihn unmöglich verfehlen konnten. Er schleuderte, wie man es mit einem Kinde thut, das man zum Gehen gewöhnen will, die Kugel weit vor uns hinaus und hielt uns immer auf dem Wege fest, auf welchem wir ihr nachkommen und sie finden mußten.

Im Ganzen lernten wir, den einzelnen Gegenständen nach, viel weniger als es jetzt üblich ist. Wir hatten Unterricht in Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion, Geographie, Geschichte, in der deutschen und in der französischen Sprache, und sehr schlechten Unterricht im Gesang und im Zeichnen. Naturwissenschaften und Literaturgeschichte wurden gar nicht gelehrt. Von den Ersteren war damals überhaupt nicht viel die Rede,

und was die Literatur und ihre Geschichte anbetraf, so hieß es, wenn wir in dem deutschen Sprachunterricht in der ersten Klasse Schillersche oder andere klassische Gedichte aufgesagt hatten, wir könnten jetzt wohl Schillers, oder diese und jene Werke zu lesen beginnen, wenn wir Zeit hätten, es sei für unsere Bildung nothwendig und würde uns Vergnügen machen. Ganz eben so wurden wir, als wir Alle Geschichte lernten, angewiesen, die Beckerschen Erzählungen und die nöthigen mythologischen Erklärungen zu unserem Vergnügen nachzulesen. Man nahm auch in diesem Falle an, daß wir uns selber helfen sollten, und wir halfen uns auch selbst.

Auf die deutsche Sprache, auf Rechnen und Geschichte wurde die größte Achtsamkeit und verhältnißmäßig die meiste Zeit verwendet, und ein guter Kopfrechner zu sein, war Ehrensache in der Schule. Viele Bücher hatten wir nicht. Die deutsche Grammatik diktirte Herr Ulrich uns selbst in den allereinfachsten Sätzen, wie er sie uns eben sprechend entwickelt hatte, und wir lernten sie auswendig und schrieben freie Beispiele danach. Für Geographie hatten wir den Leitfaden von Cannabich, für die Geschichte einen Auszug von Galetti, der nur Thatsachen und Jahreszahlen enthielt, und wir arbeiteten die Vorträge aus, welche unsere Lehrer uns

frei gehalten hatten. Später kam in der ersten Klasse eine preußische Geschichte von Heinlein hinzu. Dann benutzten wir als Kinder die biblischen Geschichten von Kohlrausch, die Campesche Entdeckung von Amerika, und ein Lesebuch, eine Art Anthologie, von Betty Gleim. Ich glaube, ein Paar französische Bücher, wie die Comödien von Frau von Genlis, und ihre petits émigrés ausgenommen, ist Alles genannt, was ich in den sieben und ein halb Jahren meines Schulbesuches an Büchern gebraucht und besessen habe.

Auch von alle den übrigen Hülfsmitteln für den Unterricht, von Globen, von Tafeln für die Erklärung der mathematischen Geographie, die man jetzt in Anwendung bringt und welche man in anderen Schulen wohl auch damals schon gehabt haben wird, war bei uns nicht viel die Rede. Herrn Ulrichs Eigenartigkeit oder der damals gewiß nicht sehr geordnete Zustand seiner Kasse ließen ihn dergleichen Hülfsmittel verschmähen. Ich erinnere mich in diesem Augenblicke mit Lachen an das Experiment, durch welches uns seiner Zeit die Bewegungen der Erde um ihre Achse und um die Sonne deutlich gemacht worden sind. Der Schwamm von der Rechentafel stellte dabei die Erde dar, zwei aus der Nebenstube herbeigeholte Stiefelaufzieher wur-

den an die Stellen der Pole eingehakt, und während eines der Mädchen ein Stück Kreide als Sonne festhielt, bewegte Herr Ulrich sich mit seinem Schwamm und seinen Stiefelhaken als Erde um dieselbe herum. Der Unterricht und die ganze Haltung der Klasse waren jedoch so ernsthaft, daß wir damals das Komische des Vorgangs gewiß nicht empfunden haben. Die Eintheilung durch die Meridiane und Linie wurde uns an der Klassentafel vorgezeichnet, und wir zeichneten sie zu Hause so gut wir konnten nach. Ebenso wurde es mit den Landkarten gehalten, deren wir freilich gute in der Schule hatten, und selbst die Geschichtstabellen wurden uns diktirt, obschon wir den Galetti besaßen. Wir mußten uns so zu sagen das Material für unsern Unterricht immer erst erschaffen. Es war eben Alles darauf berechnet, uns zum selbstständigen Denken, zur Selbstthätigkeit anzuleiten, und die Schule bot uns dadurch mehr als Unterricht, sie half uns erziehen.

Auffallend war es übrigens, wie sehr Herr Ulrich, der seine eigene Maaßlosigkeit und Formlosigkeit als schwere Fehler empfinden mochte, seine Schüler zur Beobachtung der Form und des Maaßes anhielt. Sein scharfes Auge und sein feines Ohr sahen und hörten an uns die geringste üble Angewöhnung in Miene oder

Sprache. Eine Heftigkeit im Ausdruck oder in der Bewegung wurde gleich getadelt, ein Schrei bei einem Schreck, zu welchem grade unser Geschlecht so leicht seine Zuflucht nimmt, als „gemein“ bezeichnet, und sich bei dem Fortgehen aus der Schule auf das Sorgfältigste anzuziehen, Nichts an sich in Unordnung zu haben, war ein unumstößliches Gesetz. Die kleinen Mädchen wurden von den Großen angekleidet, und manchmal, wenn man es sich gar nicht versah, stand Herr Ulrich an irgend einer Straßenecke, um zu sehen, ob wir auf dem Wege auch nicht stehen blieben, ob wir nicht laut sprächen, oder sonst irgend eine Nachlässigkeit an uns zur Schau trügen. Einem Mädchen, das einmal im Nachhausegehen ihren Arbeitsbeutel über die Schulter geworfen hatte und so einhergeschlendert war, wurde dies lange Zeit zum Vorwurf gemacht, und bei jedem Tadel über ein Versehen wurde der Armen der Vorwurf eingeschoben: freilich, wer sich den Pompadour über die Schultern hängt, der kann auch dies und das thun.

Strenge Gewöhnung zur Ordnung und Selbstbeherrschung, feste Unterwerfung unter eine bestimmte Disziplin und möglichste Heranbildung zu innerer Freiheit waren die Aufgaben, welche Herr Ulrich sich gestellt

hatte, und in einer wirklich genialen Weise wußte er diese Ziele zu verfolgen. Während in der dritten und zweiten Klasse das Rechnen und namentlich auch das Kopfrechnen fast als das Wesentlichste betrachtet wurde, weil es am meisten zwingt, die Gedanken zu konzentriren, wurden in der ersten Klasse die Geschichte und die deutsche Sprache und in dieser der klare Ausdruck der Gedanken zur Hauptsache gemacht. Das war sehr folgerichtig, denn das Rechnen lehrt denken, die Geschichte giebt Gedanken, und mit dem Unterricht in der Handhabung unserer Muttersprache wird uns die Möglichkeit gegeben, unsere gewonnenen Gedanken auszudrücken.

Wir hatten deshalb wöchentlich zwei größere deutsche Aufsätze zu liefern, wobei wir mitunter auch Briefe schreiben mußten, die dann wirklich in Briefform und gehörig couvertirt abgeliefert werden mußten. Wir lernten für diesen Zweck einmal in ein Paar besondern Stunden, die Kunst ein Couvert zu machen, und die verschiedenen Arten Briefe und Billette, je nach den Veranlassungen, passend zusammen zu falten. Und damit bei unsern zweimaligen Stylübungen in der Woche, dem Lehrer die Zeit zu korrigiren nicht zu kurz würde, hatten wir doppelte Aufsatzbücher, so daß die Korrek-

turen mit der größten Sorgfalt ausgeführt werden konnten.

Auf irgend welche Gespräche, die nicht bestimmt auf den Unterricht Bezug hatten, ließ Herr Ulrich sich mit uns niemals ein. Nur in den Stunden warf er mitunter eine allgemeine Betrachtung oder Lehre, aber auch diese meist nur als kurze Sentenz hin, und ihr Sinn ging in der Regel darauf hinaus, uns vor Scheinwesen, vor Ansprüchen und Pedanterei zu bewahren. Ihr sollt Etwas lernen, hieß es dann wohl, aber nur um Etwas zu sein. — Was von Wissen außen an Euch hängen bleibt, ist Plunder; was nicht in Fleisch und Blut übergeht und Euch tüchtig macht, ist Euch gar nichts nütze. — Was der Mensch von seinem Wissen nicht augenblicklich zur Hand hat, wenn er es braucht, das hat er gar nicht, also lernt es, Eure Gedanken zusammenzuhalten. —

Nach diesem Grundsatz war laut, schnell und bestimmt zu antworten Etwas, wozu wir von der frühsten Kindheit angehalten wurden, und ich glaube, daß es der Ruf der Tüchtigkeit ihrer Schüler gewesen ist, welcher der Ulrichschen Schule immer wieder die Töchter der angesehensten Kaufmannsfamilien zuführte, denn aus diesen, aus den Tamnau's, Zornow's, Skerley's, Gädi=

ke's u. s. w. bestanden die Klassen zumeist, während das Gerücht von Ulrichs persönlicher Maaßlosigkeit in aller Leute Munde war und man dieselbe vielfach tadeln und verdammen hörte.

Ich selbst habe einmal als Kind von ihm einen freilich nur leichten Stoß gegen die Schulter bekommen, als Strafe für eine Unachtsamkeit. Aber mein Vater, gegen den ich mich darüber beklagte, hatte daraus Anlaß zu einer ernsten Rücksprache mit Herrn Ulrich genommen, und während ich durch dieselbe vor jeder weiteren Unbill bewahrt wurde, hatte jenes Aussprechen zwischen den beiden Männern eine gegenseitige Werthschätzung hervorgerufen, welche mir sehr zu Statten kam. Herr Ulrich neckte mich wohl bisweilen mit meiner Weichlichkeit, aber ich wurde stets rücksichtsvoll von ihm behandelt, und auch in dieser kleinen Welt erzeugten oder erhielten die Sklaven ihren Tyrannen selbst — sei es, daß die Verzagtheit der Kinder sie ihre Klagen verschweigen machte, oder daß die Eltern schwach genug waren, ihren Kindern ohne Widerstand ein Unrecht zufügen zu lassen.

Siebentes Kapitel.

Es ist sehr schwer, von den Erlebnissen der Kindheit, von den innern sowohl als von den äußern mit einer Art von Folgerichtigkeit zu sprechen, weil die Eindrücke in der ersten Zeit des Lebens das Kind in solcher Massenhaftigkeit bestürmen, daß man es, wenn man es unternimmt, dieselben nachzudenken, kaum begreifen kann, wie das Kind so Vieles auf einmal in sich aufzunehmen vermag.

Gleich mit dem Eintritt in die Schule tritt die Nothwendigkeit für uns selbst zu denken und zu stehen, und mit ihr die Lebenssorge an das Kind heran. Der Eintritt in die Schule ist der Eintritt in das allgemeine Leben überhaupt. Aus dem engen Bereich des Hauses und der Familie, in welchem Jeder uns kannte, Jeder uns bekannt war, in welchem alle Liebe und Vorsorge uns als freie Gnade ungesucht und wie selbstverständlich zu Theil ward, finden wir uns bei dem Eintritt in die Schule plötzlich in einen Lebenskreis versetzt, in welchem

zwar auch noch liebende Sorgfalt über uns wacht, in dem wir aber anfangen müssen, den Antheil von Liebe und alles dasjenige zu verdienen, was wir zu erreiche wünschen. Man fängt an unser Thun zu wägen, man rechnet und rechtet mit uns. Liebe, Theilnahme, Vergebung, kommen uns nicht mehr als selbstverständliche Gunst entgegen. Wir sind nicht mehr die Einzigen, denen sie zugewendet werden. Wir bekommen unseres Gleichen, wir bekommen Bessere und Geringere als wir zu Gefährten, wir sind nur noch ein Theil des Ganzen und müssen es lernen in der Masse zu leben, uns in der Masse zu bescheiden. Wollen wir uns in derselben erhalten, so müssen wir suchen uns derselben anzupassen, wollen wir uns bemerkbar machen, müssen wir uns auszeichnen. Unsere Fügsamkeit wird geübt, unsere Selbständigkeit erweckt, unser Ehrgeiz angeregt. Wir befinden uns nicht mehr allein neben den Eltern und den Geschwistern, die zu lieben uns angeboren und anerzogen, die nicht zu lieben ein Unrecht ist. Unsere Liebe, unsere Abneigung gewinnen Freiheit, wir werden frei im Lieben und im Hassen. Alles, was da ist, ist noch für uns und unser Bestes da, aber nicht mehr allein für uns. Der Lehrer, so sehr er auch Rücksicht nehmen mag auf die Eigenthümlichkeit des Einzelnen,

kann sich dieser doch nicht so anpassen, wie dies zu Hause im besonderen Unterricht geschah. Das Kind muß sich vielmehr den verschiedenen Unterrichtsweisen der verschiedenen Lehrer anzupassen suchen, und nicht nur für die Neigung zu seines Gleichen hat es freie Wahl, es kann sich jetzt auch die Gegenstände seiner Verehrung wählen nach eigenem Gefallen, es wird frei in sich, unter der Herrschaft eines Allen gemeinsamen Gesetzes. Wie in einer gut komponirten Dichtung alle handelnden Personen allmählich und kaum merklich in die Scene geführt werden, so werden durch den Besuch der Schule auf die geschickteste Weise eine Menge der Kräfte und Fähigkeiten in dem Kinde in Thätigkeit gesetzt, welche die eigentlichen Triebfedern und Regulatoren unseres Lebens werden sollen.

Ich habe in diesem Betrachte diejenigen Mädchen, welche zu Hause erzogen werden, immer beklagt. Die Schule bietet grade ihnen, deren Dasein sonst ganz in der Familie verfließt, die eigentliche Vorbildung für das Leben in der Welt und unter den fremden Menschen. Zu Hause bleiben sie, auch wenn mehrere Geschwister bei einander sind, immer den schädlichen Einflüssen unterworfen, unter denen einzige Kinder und Fürstenkinder zu leiden haben. Sie werden nothwendig ver-

wöhnt. Alles was da ist, ist um ihretwillen da. Der Lehrer der kommt, kommt nur um ihrentwillen, ist bezahlt für sie, hat keinen Zweck als sie. Ihre Spielgefährten, ihr Umgang werden ihnen ausgesucht. Das Unrecht, die Unart können ihnen fern gehalten werden, und werden ihnen fern gehalten, sie sehen es nicht so leicht, sie beurtheilen es nicht selbst, sie haben kein Verdienst daran, wenn sie sich davor bewahren. Sie werden nothwendig unfreier und beschränkter als diejenigen, welche man in größern Gemeinschaften mit Andern, in Schulen erzieht, und die sogenannte Reinheit und Zartheit des Empfindens, welche man in den reichen und vornehmen Familien mit einer solchen Sondererziehung zu erreichen vermeint, waren, so oft ich Gelegenheit hatte die Resultate dieser Erziehung in der Nähe zu betrachten, meist nicht viel mehr als eine scheue Weichlichkeit, die sich in sich selbst mit wohlgefälligem Dunkel zurückzog, weil sie sich vor dem Ernst und vor der rauhen Seite des Lebens fürchtete. Es ist aber dem Menschen, der im Leben viel zu irren bestimmt ist, ein großer Gewinn, wenn er es zeitig an sich und an Andern lernt, daß unsere Irrthümer und unsere Fehler ihre Strafe in sich tragen, wenn die Schule ihm die Gelegenheit bietet, sich durch fremde Fehler,

durch fremde Irrthümer gelegentlich zu belehren, und es ist ihm besser, daß er zeitig zwischen Gut und Böse wählen lernt, als daß er vor dem Bösen erschrickt oder gar sich über dasselbe erhaben glaubt.

Abgesehen von diesem erziehenden Element der Schule, das man nicht hoch genug veranschlagen kann, hat sie noch den Vorzug, daß sie dem Akte des Lernens eine erhöhte, eine ernstere Bedeutung giebt. Denn wie der Mensch auf einer bestimmten Lebensstufe des Gotteshauses, der Kirche, welche ihn seiner täglichen Umgebung entrückt, für seine Erhebung nicht wohl entbehren kann, so empfindet das Kind ganz anders in den Räumen eines Schulhauses, als in den väterlichen Zimmern, in denen sein tägliches Leben sich bewegt. Es hört nicht die Stimme der Mutter, nicht den spielenden Ruf der Geschwister, nicht den Ton der häuslichen Arbeit, es wird nicht zerstreut, nicht abgezogen.

Die Schule ist dem Kinde sein erster Tempel, die Lehrer sind die Priester desselben, und losgetrennt von der gewohnten heimischen Umgebung empfindet das kleine Geschöpf sich nicht als Kind seines Vaterhauses, sondern rein als Schüler. Es ist nur um des Lernens willen da. — So aber muß der Boden vorbereitet sein, wenn die Saat des Unterrichtes gute Früchte tragen soll,

und ich erinnere mich noch mit Freude der bis zur Leidenschaft gesteigerten Wißbegier, mit welcher ich den Stunden mancher Lehrer entgegenharrte.

Die Zahl unserer Lehrer war gering, wie die Zahl unserer Bücher. In den unteren Klassen unterrichteten Madame Ulrich, Mademoiselle Aune und ein jüngerer Bruder des Direktors, der sogenannte kleine Ulrich, fast ausschließlich. Madame Ulrich, die durchweg geistreich und von dem feinsten Herzen, dabei auch sehr unterrichtet war, gab uns den Schreibunterricht und erzählte die biblische Geschichte. Mademoiselle Aune lehrte lesen und die Anfangsgründe des Französischen. Der kleine Ulrich, eine etwas verkommene, zaghafte Natur, ertheilte Unterricht in der Geographie, und nur das Rechnen behielt der Direktor sich selber vor.

Regelmäßige Versetzungen hatten wir, wie schon gesagt, eben so wenig als regelmäßige Schulzeugnisse oder regelmäßige Schulprüfungen. Diese wie jene fielen mitunter aus. Aber da in dem täglichen Thun und Treiben die strengste Ordnung unwandelbar gehandhabt wurde, so machten die Unregelmäßigkeiten in den äußern Dingen keinen nachtheiligen Eindruck auf uns, und die Zeugnisse unter allen schriftlichen Arbeiten boten den Eltern doch die nöthige Controlle über unsern Fleiß.

Ich selbst machte die drei untern Klassen schneller durch als es sonst gewöhnlich war, und befand mich dann mit dem Anfang meines neunten Jahres in der zweiten Klasse, in einem Kreise von Mädchen, die alle zwei, drei Jahre älter als ich, theils mit Geringschätzung auf mich herabsahen, theils geneigt waren, ein Spielzeug aus mir zu machen. Mir dies Letztere gefallen zu lassen war ich aber zu ernsthaft, und von der Geringschätzung zu leiden, hinderte mich mein Hochmuth. Ich hatte eine außerordentlich große Meinung von meinen Anlagen und von meinem Wissen, und diese zu unterdrücken hatte Herr Ulrich nur ein Mittel: er hielt mir beständig das Beispiel eines Knaben vor, der kurz vor mir die Schule besucht hatte und viel schneller vorwärts gekommen war, viel mehr geleistet hatte, als ich. Dieser Knabe hieß Eduard Simson, und ist der jetzige Tribunalsrath Eduard Simson zu Königsberg.

Was ich auch thun mochte, was ich auch begann, selbst wenn er mich lobte, immer setzte Herr Ulrich hinzu: Eduard Simson war in Deinem Alter viel weiter! Eduard Simson rechnete in Deinem Alter schon Gleichungen! Eduard Simson konnte dies und das! — Kurz, Eduard Simson, der mir außer der Schule von Kindesbeinen an ein lieber Spielkamerad gewesen war,

wurde bis in mein zehntes, eilftes Jahr in der Schule mir ein Schreckbild und ein Vorbild zu gleicher Zeit.

Wir befanden uns damals in den Tagen der Wunderkinder. Karl Witte lebte als Mirakel in aller Leute Munde, und wenn Herr Ulrich zu viel gesunde Vernunft hatte, um aus seinen Schülern Wunderkinder erziehen zu wollen, so setzte er doch einen Stolz darin, daß sein Schüler Eduard in sehr frühem Alter in eine der oberen Klassen des Gymnasium Fridericianum aufgenommen worden war; und mein schnelles Fortschreiten in das Licht zu stellen, wenn einmal Fremde die Schule besuchten, machte ihm gleichfalls Freude.

Eine weniger gesunde Natur als die meine würde durch solch ein geflissentliches Darniederhalten mit einem Vorbilde leicht zu entmuthigen gewesen sein, in mir aber steigerte es nur den Ehrgeiz und den Wissensdurst, und ich war in jenen Zeiten auch so sehr beschäftigt, daß ich zum Grübeln oder zum Sorgen keine Muße hatte. Es waren lauter neue Welten für mich aufgegangen. Von der Spannung, mit welcher ich den Thaten des Kolumbus, des Cortez gefolgt war, von dem Antheil, den die Leiden Montezuma's mir einflößten, dessen Seelenruhe mich unbeschreiblich gerührt hatte, wendete sich mein Enthusiasmus den griechischen Helden zu, und ich

weiß noch, mit welch flammenden Backen wir da saßen, wenn uns Herr Ulrich mit seiner etwas trockenen, aber sehr energischen Weise den Heldenmuth eines Leonidas, die Größe eines Themistokles schilderte, oder wenn er uns die bezaubernde Liebenswürdigkeit von Alcibiades und seine tiefe Anhänglichkeit an seinen Lehrer Sokrates darstellte. Man bedenkt es niemals genug, daß lebhafte Kinder die Thatsachen der Weltgeschichte ganz persönlich erleben, daß Amerika für sie eben jetzt erst entdeckt, daß alle Helden- und Großthaten für sie eben jetzt erst gethan werden, und daß sie in dem Raume weniger Jahre die Ueberraschungen und Entzückungen der ganzen Vorzeit gleichsam in sich selbst nachzuleben berufen sind.

Neben meinem Interesse an der Weltgeschichte, oder noch früher als dieses, war aber meine Leidenschaft für das Mährchen und überhaupt für die Poesie erwacht, und man leistete zu Hause dieser Neigung Vorschub, indem man mir bereitwillig so viel Bücher zuführte, als ich nur verlangen konnte. Die Auswahl wurde jedoch von meinem Vater sorgfältig getroffen, und ich bekam niemals ein neues Buch, ehe ich das alte nicht mehrfach durchgelesen hatte.

Verwandte und Freunde des Hauses gaben es den

Eltern manchmal zu bedenken, daß so viel Lernen und Lesen mir physisch schaden könne, indeß die Eltern hatten den praktischen Nutzen erfahren, den eine geistige Beschäftigung, welche mir von außen Bilder zuführte, für mich hatte, und ließen sich zu meinem Glücke nicht beirren. Denn seit ich in die Schule ging, seit ich lesen konnte, und mir also auf jede Weise Beschäftigung geboten wurde, war ich ein gesundes Kind geworden. Alle die thörichten unverstandenen Vorstellungen, welche mir Ruhe und Schlaf geraubt hatten, die Angst vor Erdbeben Pest und Todesfällen, die wüsten Bilder, die mich gepeinigt, waren wie mit einem Schlage verschwunden. Ich hatte jetzt tausend Dinge an die ich denken konnte, und wollte meine Phantasie doch ihr Recht haben, so waren Schneewittchen und der Däumling, so waren das Rößlein Fallada und die Tarnkappe da, um mich zu beschwichtigen, bis die Mährchen der Tausend und einen Nacht alle andern Mährchen bei uns verdrängten.

Die Vorliebe für diese orientalische Mährchenwelt hat mich auch jetzt noch nicht verlassen, und der breite, freie Realismus, in welchem die Phantastik dort ihr Wesen treibt, der große Styl, in welchem das Mährchen dort behandelt wird, scheinen mir noch heute unvergleichlich.

Das deutsche Volksmährchen hat, obschon es auch aus dem Orient herstammt, etwas Knappes, Anekdotenhaftes. Man erzählt es sich in kalten Winterabenden, es schildert wenig, seine Abenteuer stoßen den Armen und Gedrückten zu, seine Wunder klemmen sich in das enge Haus und selbst seine Könige und Prinzen kauern sich gleichsam in sich selbst zusammen. In den orientalischen Mährchen ist die Behandlung breit und episch. Man meint es ihnen anzuhören, daß sie in den weiten Hallen des Bazars, unter den Zelten der lagernden Karawanen ihren Ursprung hatten, daß warme Sommernächte sie bilden halfen, daß das Murmeln der Fontainen den Ton ihrer Worte begleitete, und daß Farbe und Licht, daß Pracht und Herrlichkeit vollauf zu finden war in der Phantasie Derjenigen, welche sie erzeugten. Ein großer, man möchte sagen ein historischer Zug durchweht sie, das Leben darin ist bewegt, die Aktion leidenschaftlich, und die Tragik und das Elend selbst sind darin mit jenem Humor behandelt, der sich das Herz von augenblicklichem Leid nicht betrüben lassen will, weil er das Unglück als etwas ansieht, das vorübergehen muß. Bagdad, der menschliche Kalif Harun Alraschid, Scheherezade, Sindbad, die redenden Fische waren mir eine Quelle immer neuer Freude. Und was

mir diese Freude noch erhöhte war, daß mein Vater alle diese Dinge gleichzeitig mit mir las, daß er die schöne Fähigkeit hatte, sich selbst jugendlich daran zu erfreuen, und daß er es nicht müde wurde, sich solch ein Mährchen immer wieder von mir vorlesen zu lassen, oder mit mir, so oft ich wollte, die Verse der rothen, gelben und blauen Fische herzusagen, und mich nach Herzenslust davon sprechen und erzählen zu lassen.

Wenn ich mich aber in der Schule für die Griechen und Römer begeistert, und in meinen Freistunden in den Herrlichkeiten und Wundern des Orients geschwelgt hatte, bot das Leben im Vaterhause mir gegen das Alles ein sehr gesundes und praktisches Gegengewicht. Die Zahl meiner Geschwister hatte sich schnell vermehrt. Zu den beiden Brüdern war, noch ehe ich die Schule zu besuchen angefangen, eine Schwester Clara hinzugekommen, und im Jahre achtzehnhundert neunzehn ein dritter Bruder. Es war also viel Kinderspiel um mich her, und ich theilte dies um so lieber, da ich, als die Aelteste dabei, immer etwas anzuordnen und zu erfinden hatte.

Wir waren täglich sechs Stunden in der Schule beschäftigt, hatten zu Hause reichlich eine Stunde zu arbeiten, und da man mich zeitig in Musik zu unter-

richten angefangen, und ich also auch täglich eine Weile Klavier zu üben hatte, so belief sich, als ich sieben, acht Jahre alt war, meine tägliche Arbeitszeit, mit Ausnahme des Sonntags Mittwochs und Sonnabends, doch immer auf sieben bis acht Stunden. Ich lernte daher schon früh eine recht ernste Arbeit und mit ihr die Wonne des Feierabends kennen. Im Sommer ging es an den Tagen, an deren Nachmittagen wir Schule hatten, erst um halb sechs Uhr Abends in das Freie, und weil dann für große Wege unsere Zeit und unsere Kräfte nicht ausreichten, so wurden wir meist nach dem Kneiphöfischen Junkergarten gebracht, der nur einige hundert Schritte von unserer Wohnung entfernt lag.

Der Junkergarten stammte noch aus den Zeiten, in denen jede der drei Städte von Königsberg ihr eigenes Regiment gehabt hatte. Dicht an das Kneiphöfische Rathhaus schloß sich ein nicht unbedeutendes Gebäude, der Junkerhof, mit einem großen Saale an, dessen Decke mit sehr schwerer Stuckaturarbeit verziert war, und von deren Ecken kolossale Hautrelief-Gestalten ihre muskulösen Beine und Füße in den Saal hinunterstreckten. Dieser Junkerhof hatte einst wohl den Banketten der Junker gedient, nun wurde er als Festhalle für die großen Bälle und Konzerte benutzt. Unfern, nur

durch eine schmale Straße von ihm getrennt, befand sich der Junkergarten. Man ging durch ein sehr kleines finsteres Thor, unter den Bogen eines Hauses, das zu meiner Zeit eine Art Bürgerressource war, in den Junkergarten hinein, der hart am Pregel zwischen der grünen Brücke und der Köttelbrücke gelegen, an der einen Seite von den Häusern der Magistergasse, an der andern zum Theil von der Börse, zum Theil von einem hohen Bollwerk eingeschlossen war, und seinen Anspruch ein Garten zu heißen, nur auf ein Paar Reihen alter Bäume gründen konnte. Aber der ganze Boden, aus dem sie emporwuchsen, war gedielt, weil die Kaufmannschaft den Platz als Sommerbörse benutzte, und er hatte für uns Kinder also den Vortheil, daß wir vollkommen sicher auf demselben spielen konnten, da er auch von der grünen Brücke mit einem nur für Fußgänger passirbaren Thore abgeschlossen war.

Es war nichts weniger als ein schöner, aber uns Kindern ein sehr angenehmer Aufenthaltsort. Die Kinderfrauen, die dort immer einige ihrer Kollegen zu finden wußten, waren guter Laune; wir trafen Spielkameraden aus befreundeten Familien, und hatten unsere kleine Welt für uns. Eine Kuchenfrau, welche unter dem finstern Bogen an der Bürgerressource saß, verkaufte das

unschuldigste, immer verstaubte und von der Luft ausgedörrte Backwerk, das wir dennoch köstlich fanden. Unter dem Bogen waren an den Wänden einige alte, zerschossene Scheiben von längst entschwundenen Königsschießen befestigt, deren fürchterliche und roth gekleidete Gestalten aus dem Staube der Jahrhunderte kaum noch kenntlich hervorsahen, und von der Decke hing ein ungeheurer Wallfischknochen herab.

Das Interessanteste aber waren mir immer eine Treppe, die aus der dunklen Halle in das obere Stockwerk leitete, und die Thüre, welche zu ebener Erde nach der Bürger-Ressource, der sogenannten Peilketafel führte. Die Treppe hatte gar nichts Besonderes. Sie sah wie alle anderen Treppen aus, nur daß sie finster war; und das obere Stockwerk, zu dem sie führte, hatte eben so wenig Etwas, wodurch es sich auszeichnete. In mir jedoch war einmal der Gedanke entstanden, daß die Treppe schaurig aussähe, und daß da oben irgend etwas Merkwürdiges sein, oder geschehen sein müsse. Aber auch in diesem Falle war es mir ganz unmöglich, diese Vermuthung irgend Jemand zu vertrauen, oder die Meinen zu fragen, wer da oben wohne? Ich hatte davor eine instinktive Scheu, die sich wohl auf die Furcht vor einer Enttäuschung gründete. Es wäre Alles aus



gewesen, hätte man mir gesagt, dort oben wohne der Gastwirth, oder ein Börsendiener, oder irgend eine Nähe=rin. Ich hätte für ein Nichtwissen, das mich beschäf=tigte, ein Wissen eingetauscht, welches mir Nichts genützt und meine stille Unterhaltaug gestört haben würde, und in allen solchen Fällen leistet man den Kindern gar keinen Dienst, wenn man sie unnöthig aufklärt, wenn man ihnen für ihre Ahnung ein positives Wissen, für ihre Träume ein Faktum giebt. Das ganze innere Le=ben der Kinder ist ein Halbwachen. Wie das Kind seines Lebens erste Monate im Halbschlaf hinbringt, so setzt sich dieser Zustand auch geistig noch lange in sei=ner Kindheit fort. All sein Denken ist Staunen, Ver=muthen, sein ganzes Dasein ein bald ausgesprochenes, bald unausgesprochenes Fragen, und die Anlagen und der Entwickelungsgang der Kinder sind in jedem von ihnen so verschieden, daß man sie ruhig gewähren lassen muß, wenn nicht irgend eine bedenkliche Erscheinung es nothwendig macht, ihrem allmähligen Erwachen zum Selbstprüfen und Selbsterkennen vorzugreifen. Je mehr man ein Kind in Ruhe läßt, um so richtiger findet es das ihm Angemessene. Ich ließ es mir still gefallen, von der Kinderfrau dafür gescholten zu werden, daß ich immer in der finstern Halle steckte, statt unter den Bäu=



men zu spielen. Ich konnte nicht aufhören die Treppe und die Thüre anzustaunen. Mir von den Dingen, die da oben sein konnten, eine Vorstellung zu machen, ist mir nie begegnet. Ich unterlag ganz einfältig jenem Banne, den das Fremde, Geheimnißvolle auf uns ausübt, und ich möchte behaupten, daß ich vor der Thüre und Treppe nie einen andern Gedanken gehabt habe, als die Frage: was ist da oben?

Mit der Peilketafel aber war es ganz ein ander Ding. Das Peilkespiel, das ich sonst nirgend habe üben sehen, wurde damals noch in allen drei Junkergärten von Königsberg gespielt. Es gehörte dazu eine lange, dem Billard ähnliche Tafel, auf welcher Steine, nach Art großer Damenbrettsteine ausgesetzt waren, und nach denen mit ähnlichen Steinen geschoben wurde. Das Zimmer, in welchem man Peilke spielte, lag zu ebener Erde, die niedrigen Fenster gingen nach dem Junkergarten hinaus, und obschon kleine weiße Gardinen davor waren, konnten wir doch ein Wenig hineinsehen. Weil ich aber nicht recht klug daraus werden konnte, was die Männer dort begannen, sprach ich zu Hause das Verlangen aus, einmal in die Peilketafel, so bezeichnete man im Volke das Lokal, hineinzugehen, und schon am andern Tage führte mein Vater uns in das Zimmer, in

welchem eine Anzahl Männer, unser Nachbar, der Zinngießer Bethge unter ihnen, ihr Löbenichtsches Bier tranken, und mit ihren Kalkpfeifen im Munde theils Peilke spielten, theils dem Spiele zusahen.

Dieser Theil des Junkergartens verlor denn, seit ich ihn genau kannte, sein Interesse für mich. Um so lieber blieb mir aber der Ausgang aus dem Junkergarten, der nach der Köttelbrücke führte, denn da lagen am Bollwerk alljährlich ein oder ein Paar Schiffe, die Töpferwaaren, Steinkrüge und Näpfe von Bremen nach Königsberg brachten. Die Eigenthümer der Schiffe, unter denen mir eine schöne, alte Frau, wir nannten sie schlechtweg die „Bremerfrau", im Gedächtniß und lieb in der Erinnerung geblieben ist, wohnten in ein Paar hölzernen Buden am Ufer, und hatten ihre Waaren auf dicken Strohunterlagen weit um sich her ausgebreitet. Da unsere Mutter ihren Bedarf von dieser Frau entnahm, unsere Kinderfrau sehr befreundet mit ihr war, und sich unter ihren Waaren sehr viel Spielzeug für uns befand, so war es immer ein Festtag für uns, wenn wir im Frühjahr endlich das Bremerschiff wieder am Bollwerk liegen sahen, wenn die alte Bremerfrau mit ihren rothen Wangen und ihrer schwarzen, fast holländischen Tracht, wieder auf dem Verdeck zu

sehen war, wie sie das Stroh am Ufer ausbreitete, und ihre Waare an das Land tragen ließ.

Alles an der Frau gefiel mir. Ihr gutes Gesicht, ihr fremder Dialekt, ihre große herzliche Freundlichkeit für uns Kinder. Sie kannte uns alle beim Namen, sie schenkte uns Schiffszwieback und Aepfel, wenn sie ankam, und weil ganze Haufen der Krüge, Näpfe, Wasserschweinchen und sonstigen Herrlichkeiten, die wir erstrebten, ihr eigen waren, so kam sie mir, obschon die Schätze des Krösus und die Pracht des Orients mir schon sehr geläufige Begriffe geworden waren, doch sehr reich, ja eigentlich ganz unermeßlich reich vor. Sie schenkte uns auch gar häufig von ihrem Spielzeug, und auf einem umgedrehten Napfe mitten unter ihrem Stroh zu sitzen, zuzusehen wie sie mit ihren Käufern handelte, oder Sonntag, wo wir auch am Vormittage in den Junkergarten gingen, dabei zu sein, wenn sie mit ihren Leuten Mittag aß, von dem wir zuweilen in unsern kleinen Näpfen Etwas zu schmecken bekamen, das war ein großes Vergnügen. Nur die Freude ging noch darüber, wenn der Christian, der wohl ein Schiffsjunge gewesen sein wird, mir beschrieb, wie groß das Meer sei, und wie finstere Nächte es habe, und wie schlimm es sich auf dem Wasser fahre, wenn der Wind heule und die

Wellen über das Verdeck schlügen, daß man jeden Augenblick denken müsse, nun sei es aus. Kolumbus, Kortez, Pizarro, Sindbad und Ulysses waren in solchen Augenblicken für mich gar Nichts, im Vergleich zu Christian.

Das waren die Freuden der Schultage. An den freien Nachmittagen gingen wir in einen Bleichgarten, den Dey'schen Garten, der ebenfalls in der Stadt, zwischen den Holzplätzen, aber doch viel freier als der Junkergarten gelegen war. Die Hausfrauen des Kneiphofs ließen dort ihre Wäsche bleichen, und es waren, wie ich glaube, auch eine Kegelbahn und eine kleine Restauration dort eingerichtet. Wir blieben meist die ganzen Nachmittage dort, und gegen Abend, wenn mein Vater sein Comptoir geschlossen hatte, kamen die Eltern uns nach, und spielten noch mit uns, bis die Zeit zur Rückkehr da war. In diesem Garten geschah es, daß mein Vater im Spiel mit uns einen Kassenschein von fünfhundert Thalern aus der Brusttasche seines Rockes verlor, der aber am andern Morgen, wenn auch von einem Gewitterregen ganz durchweicht, doch glücklich wiedergefunden wurde.

Bisweilen machten wir auch in einer der Vorstädte, auf dem Haberberg, mit der Kinderfrau Besuche bei

ihrer Schwester Frau Runge, die Wäscherin, und an einen Fuhrmann verheirathet war. Die Tochter der Kinderfrau, einige Jahre älter als wir, und der Sohn der Frau Runge machten dann unsere Spielgefährten. Wir saßen in einem ganz kleinen Gärtchen, in dem blaue Perlblumen, weiße Sternblümchen, Gilken und Marienblätter wuchsen, und ein Mitbewohner des Hauses, ein bejahrter Bombardier, der die Feldzüge mitgemacht hatte, saß rauchend bei uns, und erzählte vom Kriege, wenn wir ihn darum baten.

Dann hatten wir den eigentlichen Spaziergang des damaligen Königsberg, den Philosophendamm. Hippel hatte ihn angelegt, Kant ihn täglich benutzt, und man hatte ihm deshalb den hochtönenden Namen „Philosophendamm“ gegeben, obschon er Nichts war als ein kreisförmig angelegter, mit Bäumen, zumeist mit Weiden, besetzter Damm, der sich durch ein Stück Wiesenland an den Gärten der Gemüse- und Kräuterzüchter hinzog. Ein Paar Wassermühlen zum Ablassen des Wassers im Frühjahre, ein Gasthaus, in welchem Artillerieoffiziere Kegel spielten, und vor dem es immer nach brennendem Zündschwamm und Lunte roch, eine Reifschläger bahn, ein Pulverhaus, und weiterhin die feste Friedrichsburg, ein kleines Fort mit einigen Schanzen und Wällen,



das wie ein Spielzeug da lag, das war Alles was wir auf diesem Spaziergange erblicken konnten, wenn wir den Hafen verlassen hatten, dessen Kais wir vorher passiren mußten. Aber das ist grade das Schöne an der Kindheit, daß sie überall für sich Gegenstände der Unterhaltung zu finden weiß, und man darf behaupten, daß dieses Auffinden des Genußreichen sich steigert, je enger der Kreis ist, in welchem es gesucht werden muß.

Wir konnten, je nachdem die Jahreszeit vorschritt, das Düngen, Graben, Säen, Pflanzen und Erndten in den Gemüsegärten betrachten. Wir sahen, wie das Wasser allmählich von den Wiesen abgelassen wurde, wir fanden Genuß daran, dem rückwärtsgehenden Seiler mit den Augen zu folgen, wenn er, wie eine Riesenspinne aus seiner Schürze voll Hanf die Schnüre herausspann. Wir kannten in der Festung den Thürhüter, und einen halbblödsinnigen Burschen, der aus gefärbtem Stroh allerlei Kästchen und Körbe flocht und verkaufte. Wir ließen uns vom Thürhüter erzählen, wie einmal irgendwo ein Pulverthurm geplatzt sei, und gingen dann so fern als möglich um das Pulverhäuschen herum; wir fürchteten uns vor den schweren Verbrechern in den Kasematten, obschon vielleicht

gar keine darin waren, und sahen mit neugierigem Mitleid die Strafgefangenen in ihren Ketten bei der Arbeit.

Ueberall wohin wir geführt wurden, hatten wir Vergnügen, und überall waren wir sicher; denn meine Eltern beobachteten die Vorsicht uns ganz unbemerkt nachzukommen, so daß unsere Wärterinnen sich nicht wohl eine Vernachlässigung oder Unregelmäßigkeit erlauben konnten. Mich gelangweilt zu haben erinnere ich mich nie, und kein Kind langweilt sich dem man es möglich macht, nach seiner Neigung sich in der Welt umzusehen, und sich unter den Menschen der verschiedenen Stände zurecht zu setzen. Diese Art von Freiheit, welche uns ohne besondere Ueberlegung, sondern weil es eben das Nächstliegende war, in unserer Kindheit geboten wurde, hat mir durch mein ganzes Leben die besten Früchte getragen, denn ich habe mich von jeher zu Hause gefühlt unter den Leuten aus den handarbeitenden Ständen. Das wird aber den Kindern, und vollends den Mädchen aus den sogenannten gebildeten Klassen im Allgemeinen nicht zu Theil. Sie werden in vornehmer Abgeschiedenheit erzogen; man meint ihnen etwas Gutes zu thun, wenn man ihnen Scheu einflößt vor der Un-

bildung, vor Allem, was nicht ist wie sie. Und wenn man ihnen dann später auch die Pflicht auferlegt, für ihre armen Mitmenschen in jeder Weise und nach besten Kräften zu sorgen, so hat man ihnen schon die Leichtigkeit genommen, dieser Pflicht zu genügen, indem sie in ihrem Verkehr mit den Ungebildeten, bei ihrem Eintritt in die enge Wohnung der Armen, in sich Etwas zu überwinden, ein Opfer zu bringen haben. Sie leisten damit in sich selbst, von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet, vielleicht ein größeres als wir; was sie aber Denjenigen leisten, Denen zu helfen, die zu trösten sie gekommen sind, das ist wieder eine andere Frage.

Achtes Kapitel.

Für die Zeiteintheilung der Erwachsenen, welche ihre Tage zu Wochen, Monaten und Jahren ansammeln, und nach diesen, wie der Kalender es lehrt, vor- und rückwärts zählen, hat das Kind lange Jahre hindurch weder die Fähigkeit noch den Sinn. Es rechnet nach den Jahreszeiten und nach seinen Festen, und wer ihm diese letzteren zu vermehren weiß, kommt seinem Gedächtniß ungemein zu Hilfe, während man dem Kinde dadurch zugleich den dunkeln Horizont seiner Erinnerungen und seiner Zukunft mit lichten Sternen erhellt. An Festen aber waren wir sehr reich.

Neben den Geburtstagen und dem Hochzeitstag der Eltern, an denen immer Gesellschaft im Hause war, und für die wir von früh auf Etwas lernen und thun mußten, hatten wir unsere eigenen Geburtstage zu feiern und außer den allgemeinen Feiertagen noch den ersten Schnee und den ersten Adventssonntag, als Merksteine für unsere Kindheit.

Der erste Schnee fällt aber in Preußen oft schon in der ersten Hälfte des Oktobers, und wir konnten an nebligen und regnigen Tagen manchmal gar nicht von den Fenstern fortkommen, weil wir immer hofften, heute werde und müsse der erste Schnee fallen und dann werde am Abende, wenn der Vater herauf käme, die „große Schachtel“ gezeigt werden, die wir eben nur einmal im Jahre, nur beim ersten Schneefall zu sehen bekamen.

Ich glaube kein egyptischer Priester hat jemals sorgfältiger auf das Steigen des Nils geachtet, als wir Kinder auf den Fall des ersten Schnees. War das Jahr mild oder trocken, ließ der Schnee auf sich warten, so reichte das leiseste Flöckchen in der Luft dazu hin, uns alle mit dem Ausruf: es schneit! in die Wohnstube zu treiben. Aber das half uns gar Nichts, und mit der Weisung, daß solch ein Gekrümel in der Luft nicht zähle, und daß es ordentlich schneien müsse, ehe die Schachtel erscheinen könne, wurden wir zu neuem Warten, zu neuem Hoffen, und dadurch zu erhöhter Freude gesteigert, wenn dann wirklich die weißen dicken Flocken in reicher Fülle von dem dunklen Himmel niederfielen, wenn die schwarzen durchregneten Straßen, wenn die Dächer und die Wolme und die Bleche vor den Fenstern

sich dick mit Schnee bedeckten, aus dessen weißem Glanze uns die Aussicht auf die ersehnten Herrlichkeiten entgegenblinkte.

Ist's bald sieben Uhr? fragten die Kinder dann den ganzen Nachmittag, während zum erstenmale in dem Jahre die Aepfel zum Braten in die Röhre gelegt wurden, und ihr Schmoren und ihr Duft die beginnende Feier verkündeten. Die Zeit wurde uns immer erschrecklich lang, aber nicht eine Minute davon wurde uns erlassen, und erst um sieben Uhr gingen wir hinunter, wo die Eltern dann schon die „Schachtel“ herausgenommen und auf den Tisch vor dem Sopha hingestellt hatten.

Und was war, was enthielt diese Schachtel, auf die wir uns durch ein ganzes Jahr hindurch freuten, die wiederzusehen mir Vergnügen machte, als ich schon zwölf, dreizehn Jahre alt und sehr verständig war, und aus welcher irgend ein Stück vor Augen zu bekommen, mir heute das Herz mit großer Rührung füllen würde?

Die Schachtel war nichts als eine kleine Seitenschieblade aus dem Sekretair meines Vaters, und sie enthielt Nichts als einige Angedenken, welche er darin aufbewahrte. Es lag darin ein rothes Maroquinbuch,

in dem unsere Geburtstage, unsere Krankheiten, der Anfang unseres Schulbesuchs — mit einem Worte die Hauschronik verzeichnet war. Es lagen darin in goldenen Kapseln die Bilder meiner Eltern als Brautleute gemalt, ein Hochzeitscarmen meiner Eltern, ein grünseidener, mit einer Inschrift versehener Vorhang, der unser Bild verhüllt hatte, als die Mutter es dem Vater zum Geburtstag geschenkt. Es lagen darin einer jener silbernen Becher, die zum Andenken der Schlacht von Kunersdorf aus Rubeln gefertigt worden waren; es lagen darin Gedichte, welche August Lewald bei meinem ersten Geburtstage an die Eltern gerichtet, desgleichen Brieftaschen, Börsen, Uhrbänder, welche Schwestern und Bekannte meinem Vater gehäkelt und gestickt und die er nie getragen hatte, — kurz es lagen Kleinigkeiten darin, wie jede nur einigermaßen bemittelte Familie deren ähnliche besitzt, es lag ein Schatz darin, den jede Familie sich für ihre Kinder ansammeln kann, wenn sie den Sinn hat, ihren Kindern auf die leichteste Weise unvergeßliche Freuden zu bereiten.

Unsere ganze kleine Vergangenheit wurde uns von den Eltern vor dieser Schieblade unwillkürlich rekapitulirt. Wir hörten es mit Entzücken, an welchem Tage und in welcher Stunde wir geboren worden waren.

Wir amüsirten uns damit, wie schlecht wir noch im vorigen Jahre die Gratulationsgedichte zu der Eltern Geburtstagen geschrieben, wir lernten die Jugendfreunde und Bekannten der Eltern an den kleinen Angedenken kennen, und was mehr als dies Alles war: wenn wir die ersten Bratäpfel verzehrten, hatten wir das Bewußtsein, ein großes Fest gefeiert zu haben und fingen in aller Stille an, uns schon wieder auf den ersten Schnee des nächsten Jahres zu getrösten.

Unsere Freude an dem ersten Adventssonntage hatte einen noch viel geringeren Anlaß. Sie beruhte auf einem kleinen Spielzeug, welches aus zwei, auf grobe Holzsplitter gesteckten vergoldeten Aepfeln bestand, die mit ein Paar Sträuschen von Buxbaum und einem oder zwei aus grobem Thon geformten Vögelchen verziert waren, welche aber nur die Phantasie von Kindern für Vögel zu halten im Stande war. Die ganze Pyramide kostete vielleicht sechs Pfennige, aber — und darauf beruht ein großer Theil der Freude in dem Kinde — wir liebten sie, weil sie nur in der Adventswoche zu kaufen war, weil wir sie alle Jahre zum ersten Advent geschenkt bekommmen hatten, weil wir sicher waren, daß man sie uns immer wieder schenken würde, und weil sie uns auf solche Weise überhaupt

zu einem Sinnbild der herannahenden Weihnachtszeit geworden war. Sie war uns eine wundervolle Verkündigung, und der Engel, welcher mit seinem Lilienstengel vor der Jungfrau erschien, um ihr die Geburt des Erlösers zu verkünden, konnte sie nicht glücklicher machen, als uns der Anblick unserer Eltern, wenn sie Abends, vom Ausgehen heimkehrend, uns die ersten Pfeffernüsse und die Aepfelbäumchen in das Zimmer brachten. Es umfloß sie ein wahrer Goldglanz von Hoffnungen, Alles, was wir erwünschten und erwarteten, trat in unsern Gesichtskreis, und nun, von diesem ersten Adventssonntage ab, fingen wir zu zählen an, bis endlich mit dem Weihnachtsabende die helle Glückessonne für uns aufging, deren Strahlen uns durch das ganze Jahr nicht zu leuchten aufhören sollten.

Die Kinder haben einen ganz ausgesprochenen Hang für das Bestehende, für das ihnen Bekannte, und wer von ihnen sagt, daß sie am Wechsel Freude finden, hat ihr Wesen nicht tief beobachtet, nicht recht erfaßt. Denn wie jedes Alter die Neigung für das ihm Angemessene in sich trägt, so hat das Kind, welches nur udrch häufige Wiederholung derselben Gegenstände Etwas lernen kann, auch Freude an der Wiederholung; und unverdorbene Kinder ziehen deshalb das Spiel,

welches sie oft gespielt haben, dem neuen Spiele in der Regel vor. „Ach! das haben wir noch nie gespielt!“ kann man von Kindern überall als Ablehnung eines neuen Vorschlags sagen hören.

Auch wir hatten eine große Beharrlichkeit in unsern winterlichen Spielen, bei denen mein Vater ein für allemal die Hauptrolle übernahm. Er hatte, wie er mit mir die Märchenlust theilen konnte, überhaupt trotz seines Ernstes die Gabe, ein Kind mit seinen Kindern zu sein. Müde, arbeitsbeladen, oft auch sorgenvoll, vermochte er es, so lange unsere Spiele währten, so völlig in uns aufzugehen, daß wir nie zu der Empfindung kommen konnten, er lasse sich zu uns herab, er spiele nur mit uns. Wem diese Gabe einmal fehlt, der ersetzt sie durch keinen guten Willen, die Kinder haben zu feine Fühlfäden dafür.

Was wir aber spielten? Meist Nachahmungen dessen, was wir gesehen hatten. Wir spielten Brettschneider, wenn wir auf einem Holzplatz gewesen waren. Man hatte uns zu einer Vorstellung von Kunstreitern mitgenommen, und wir machten den ganzen Winter hindurch die Kunstreiter. Hunderte von Malen habe ich von der Schwelle, welche aus der Wohnstube in das Kabinet führte, als Mademoiselle Rosalie meinen

Salto Mortale gewagt und das Bravo meines Vaters erhalten, hundertmal haben meine Brüder den Trampolin-Sprung über eine Fußbank gemacht. — Wir sahen eine Menagerie mit einem dressirten Elephanten, und mein Vater lag allabendlich als unser Elephant flach auf dem Boden, ließ uns auf sich herumklettern, und hob uns mit seinen lieben Armen über sich fort, wie wir es den Elephanten mit seinem Rüssel an Kindern hatten thun sehen. Wir besuchten eine Bude mit sogenannten Wilden, und stürzten auf das Kommando meines Vaters eine lange Zeit hindurch an jedem Abende, mit aufgelöstem Haar aus der Hütte hervor, die wir uns aus Sophakissen unter dem Klavier erbauten, um mit wildem Geschrei unsern Kriegstanz zu beginnen. — Aber all dies Spiel währte nicht eben lange. Es verstummte auf das erste Wort meines Vaters, und gerade seine kurze Dauer erhöhte das Vergnügen, denn daß für die Größe des Genusses nicht die Masse desselben bestimmend sei, ist ein Grundsatz, welchen man bei der Erziehung nicht fest genug im Auge behalten kann.

Das Erziehen ist überhaupt eine Kunst. So wenig man es nach Regeln erlernen kann, ein Maler oder ein Dichter zu werden, so wenig kann man es aus

Büchern oder durch allgemeine Regeln erlernen, ein guter Erzieher zu werden, wenn schon gewisse Grundsätze als allgemein gültige angesehen werden dürfen. Man muß die Anlage zum Malen, zum Dichten haben, um sich die Erfahrungen Anderer für die eigene Technik zu Nutze machen zu können; man muß selbst erzogen sein, oder sich selbst erzogen haben, um nachhaltig auf Kinder zu wirken, um die allgemein gültigen Grundsätze für den besondern Fall zurechtlegen zu können. Wie es aber unter den Künstlern glückliche Naturen giebt, die in ihrem Schaffen, im Bedürfniß des Momentes, sich die Technik und mit ihr die Regel erfinden, so giebt es auch Menschen, die von selbst erziehend wirken, weil sie sich selbst völlig durchgebildet und vollkommen entwickelt haben. Sie lehren und erziehen durch ihr bloßes Beispiel; sie finden für den augenblicklichen Gebrauch immer das Richtige; sie handeln nicht, wie man das oft zu sagen liebt, nach einem glücklichen Instinkte, sondern mit jener schnellen Entscheidung, welche eine Folge eben so schneller Erkenntniß und einer richtigen Beurtheilung ist. Zu diesen erziehenden Menschen gehörte mein Vater.

Ich glaube nicht, daß mein Vater, außer der Jean Paul'schen Levana, von der ich weiß, daß er sie früh

gelesen hat, sich mit Büchern über die Erziehung beschäftigt, oder sich sonst dem Gedanken besonders hingegeben hätte: was mußt Du thun, um Deine Kinder gut zu erziehen? Die Kinder müssen sehen, hören und gehorchen lernen! Das stand bei ihm fest; aber daß wir dieses lernten, machte sich ganz von selbst.

Da meine Eltern beide sehr ordentlich, meine Mutter von der größten Genauigkeit in allem ihren Thun und Treiben war, so herrschte in unserm Hause eine glänzende Reinlichkeit, und die geringste Sache, die nicht an ihrem Orte stand, die geringste Kleinigkeit, die auf einem falschen Flecke lag, mußte auffallen und fortgeräumt werden.

Hast du das Tuch nicht liegen sehen? Gehört das Band hieher? Das waren ganz natürliche Fragen, und wurde dann einmal die Entschludigung vorgebracht, man habe es nicht gesehen, so folgte unabweislich die Entgegnung: man muß aber sehen! warum sehe ich denn Alles?

Befanden wir uns auf der Straße, und es fuhr ein Wagen an uns vorüber, auf dem Fässer oder Kisten geladen waren, so fragte mein Vater ganz kurz: was ist in den Fässern, Kisten, Ballen verpackt? Wußten wir es nicht, so hieß es: du hast solche Kisten aber

schen bei dem Gewürzkrämer gesehen. Das sind Rosinenkisten! Du hast solche Ballen schon im Vorbeigehen an der Waage gesehen, das sind Baumwollballen! Du hast solche verkalkte Fässer schon oft gesehen, das sind Oelfässer; und wenn Du es nicht weißt, warum fragst Du nicht? Man muß die Augen offen haben, und Nichts ansehen, ohne zu denken und zu fragen, was es ist! —

Eben so wurden wir gewöhnt, keinen uns fremden Ausdruck an unserm Ohr vorübergehen zu lassen, ohne nach seiner Bedeutung zu fragen, und weil wir auf diese Weise eben zur Achtsamkeit angehalten wurden, lernten wir von frühe auf eine Masse von Dingen, erwarben wir eine Menge von Begriffen, welche andere Kinder mühsam erlernen mußten, ohne daß wir wußten, wie wir dazu gekommen waren. Wie übel es aber ist, wenn man die Kinder nicht zeitig daran gewöhnt, nichts Unverstandenes ohne Frage an sich vorübergehen zu lassen, das habe ich an einer den gebildeten Ständen angehörenden Familie erfahren, in welcher man genöthigt war, den ganz erwachsenen Kindern die unter uns eingebürgerten Fremdworte mühsam und ausdrücklich zu erklären, die sie theils gar nicht zu benutzen verstanden, theils völlig widersinnig gebrauchten.

Das Gehorchen lernen verstand sich für uns eben so von selbst, wie die Uebung unserer Sinne und unserer Achtsamkeit. Wir sahen und hörten im Vaterhause keinen Ungehorsam und überhaupt nicht leicht einen Unfrieden oder einen Streit. In den ein und dreißig Jahren, welche die Ehe meiner Eltern dauerte, hat keines von uns Geschwistern je ein unfreundliches oder gar ein heftiges Wort von unserm Vater gegen unsere Mutter, keines je andere Worte als die der verehrendsten Liebe von der Mutter zu unserm Vater gehört. Sie war voll unermüdlicher Sorgfalt für ihn, er von der rücksichtsvollsten Zärtlichkeit für sie. Wir lebten in einer Atmosphäre der Liebe und der Eintracht, es geschah uns nur Gutes, wir mußten also wohl die Unterordnung unter die Eltern und die Eintracht unter einander als etwas Natürliches empfinden und üben.

Mit dieser Liebe aber gingen ein strenger Ernst und eine feste Beharrlichkeit Hand in Hand. Wir wußten wie gern die Eltern uns Freude machten, wir wußten es aber auch, daß gegen meines Vaters Befehl kein Widerspruch gestattet war, ja ich möchte sagen, wir hatten die Vorstellung nicht, daß wir nicht unbedingt und ohne alle Frage gehorchen müßten. Gehorchte doch Alles im Hause dem Vater auf das Wort:

unsere Mutter, seine Mitarbeiter im Geschäfte, seine Untergebenen, und die Dienstboten. Die Mutter nannte den Vater, wenn sie von ihm zu der Dienerschaft sprach, immer nur „der Herr!" — Und „der Herr will es!" „der Vater hat es gesagt!" das waren Aussprüche, welche für das ganze Haus die Unumstößlichkeit eines Gottesurtheils hatten.

Meines Vaters Redeweise war im Ganzen knapp und sehr bestimmt, sein Verkehr mit den Handlungsgehilfen, die ganz in unserm Hause lebten, nur auf das Sachliche gestellt; und obschon das in Preußen nicht mehr die allgemeine Sitte war, redete er unsere männlichen und weiblichen Dienstboten mit Er und Sie an, wenn er zu ihnen sprach. Aber gerade die kurze Bestimmtheit seines Ausdruckes machte es, daß er nicht leicht mißverstanden werden konnte, daß er also meist gut bedient war, und daß er für sein Theil äußerst selten in die Lage gerieth, Verweise zu geben, oder zu heftigen Aeußerungen zu kommen. Heftig gegen Frau und Kinder habe ich ihn nie gesehen, und Allen denen, welche ihm dienten, galt er für einen strengen, aber gerechten und guten Herrn. Es sind übrigens meist die Unkultur und die Würdelosigkeit der Befehlenden, welche die schlechten Diener hervorbringen.

Ein Mann, welcher es dahin gebracht hat, daß seine Frau und seine Diener ihm vertrauensvoll gehorchen, hat es im Allgemeinen gar nicht mehr nöthig, seine Kinder noch besonders zum Gehorsam zu erziehen. Der Gehorsam war uns eingeimpft mit der Luft, die wir athmeten. Weil aber alle Tugend Sache der Uebung ist, und weil der Mensch, und vor allem das Kind, einer stetigen Zügelung gegen seine Aufwallungen und Launen bedarf, so war es feststehendes Gesetz, daß wir die Eltern nie anreden durften, ohne dem Worte Vater oder Mutter das Beiwort „lieber“ oder „liebe“ hinzu zu fügen. Unbedeutend wie diese Maßregel scheinen kann, ist sie von großer Wichtigkeit, und ich selbst habe in spätern Jahren ihren erziehenden Einfluß auf Andre hinlänglich erprobt. Wen ich mit einem freundlichen Worte angesprochen habe, dem kann ich in solchem Augenblicke nichts Unerehrbietiges oder Trotziges sagen; und die Form der Rede wird so zu der Schranke, hinter welcher Heftigkeit und Uebereilung zurückbleiben müssen, abgesehen davon, daß an und für sich Gewöhnung an bestimmte Formen eine Wohlthat für das Zusammenleben in der Familie ist. So war uns z. B. die Sitte, den Eltern, bei der Begegnung am Morgen, nach den Mahlzeiten und bei dem Schlafengehen die Hand zu küssen,

so sehr zum Bedürfniß gemacht worden, daß es eine unserer Strafen war, wenn man uns diese Gunst entzog. Und selbst als meine Brüder bereits erwachsene Männer waren, und der Eine als Assessor, der Andere als Arzt außerhalb Königsberg lebten, brachte jede Heimkehr in das Vaterhaus ihnen das alte Herzensbedürfniß mit, den Eltern, wenn sie sich von des Vaters Tisch erhoben, die Hand zu küssen. Waren dann Fremde gegenwärtig, so wehrte der Vater den Söhnen wohl mit einem: schämt Euch doch Ihr großen Menschen! — aber er lächelte dazu, und es denkt wohl noch mancher unserer Gäste freundlich an den Familiensinn unseres Hauses.

Mitten in alle der Liebe und dem Frieden nahm aber die Entwicklung der einzelnen Kinder ihren eigenen und nicht überall guten Weg.

Ich war sehr glücklich in der Schule, lernte leicht, kam schnell vorwärts, wurde bei den öffentlichen Schulprüfungen sehr gelobt, und gehörte zu den Kindern, welche wir — denn auch die Mädchenschulen erzeugen sich einen Jargon — die Paradepferde nannten. Bei den Prüfungen vor den Eltern, welche etwa alle anderthalb Jahre einmal statt fanden, konnte dem Ehrgeiz des Einzelnen aber viel weniger ein Genüge gethan werden, als bei den Besuchen, welche der in der preußi-

schen Schulgeschichte berühmte Konsistorialrath Dinter, ab und zu unserer Anstalt machte.

Den Konsistorialrath Dinter kannte von Ansehn jedes Kind der Stadt. Jedes hatte ihn gesehen, den mittelgroßen, breitschultrigen Mann, mit dem runden offenen Gesicht, das, obschon Dinter das Haupt Etwas gebückt trug, mit seinen hellen Augen so freundlich aus dem langen grauen Haar hervorsah. Jeder kannte Dinters breitschooßigen, quäckerhaften, schwarzen Frack und die schwarze Kniehose, die niemals fest gegürtet war, und also von dem Träger in kleinen Intervallen immer wieder in die Höhe gezogen werden mußte, was sehr komisch aussah, weil diese Bewegung ihm zu einer Art mechanischer Gewohnheit geworden war. Ein kleiner ganz verdrückter Hut und hängende Strümpfe vollendeten für die Vorstellung das Bild eines altmodischen Gelehrten; aber wer dem alten Dinter nur in die Augen gesehen, zu wem er nur einmal mit seiner hellen, klugen Freundlichkeit gesprochen hatte, der vergaß seine sonderbare Erscheinung, oder vielmehr, der gewann sie lieb. Alles, was man außerdem von ihm hörte, war ganz dazu gemacht, die Neigung der Kinder und der Jugend für ihn zu erwecken. Dinter war unverheirathet, trotz dem hatte er sich einen großen Hausstand geschaffen, denn er hatte

allmählich zwölf mittellose Knaben in sein Haus aufgenommen, die er als seine Kinder hielt und erzog, und von denen er den einen später förmlich adoptirte. Es ist dies der in Königsberg lebende, als Arzt und Mensch gleich hoch geschätzte Doktor Gustav Dinter. Ueber die Art der Dinterschen Häuslichkeit, über die Beschäftigung der Knaben, die bei der gemeinsamen Lektüre am Abende Federn schleißen und ähnliche Handarbeiten machen mußten, während der Consistorialrath strickte, hatten wir Alle unzählige Anekdoten gehört, die theils wahr, theils erfunden sein mochten; aber das empfand Jedes von uns, daß er die Kinder lieb hatte, und das zog uns zu ihm hin.

Seine Art zu fragen kam der unseres Lehrers nahe, aber sie war immer mit Heiterkeit gepaart, und wenn Dinter zu loben oder zu tadeln hatte, geschah es stets mit einer gewissen guten Laune, mit einem Humor, der uns um so besser gefiel, je weniger wir ihn beim Unterrichte sonst gewohnt waren. Als er das erstemal in unsere Anstalt kam, mag ich etwa drei Jahre in derselben gewesen sein. Ich mußte ihm meine Rechenkünste vormachen, die vortrefflich gelangen, wurde viel in der Geographie befragt, in der ich grade meinen ganz dummen Tag hatte, und mir eigensinnig auch von Herrn Ulrich nicht einhelfen ließ, so daß ich schlecht bestand, und

dann mich erst wieder durch Französisch und Geschichte einigermaßen vor den Augen Dinter's zurecht zu setzen hatte. Herr Ulrich war nicht zufrieden mit mir, Dinter aber klopfte mir auf den Kopf und sagte: Nu! dein Kopf hätt' auch besser auf 'nem Jungen gesessen! — Dann aber fügte er freundlich hinzu: wenn du aber nur 'n mal eine brave Frau wirst, so ist's auch gut! —

Mit heißen Wangen und höchst aufgeregt kam ich an dem Tage aus der Schule zurück. Ich erzählte Alles, was geschehen war, ich klagte mich an, daß ich Nichts gewußt hätte, aber ich verweilte doch noch länger auf dem Lobe, das mir ertheilt worden war, denn ohne es zu wissen, was er gethan, hatte der treffliche Mann einen meiner geheimen Schmerzen berührt — ich beneidete es schon lange allen Knaben, daß sie Knaben waren und studieren konnten, und ich hatte eine Art von Geringschätzung gegen die Frauen. So thöricht das an einem Kinde von neun Jahren erscheinen mag, und so unberechtigt es in meinem besondern Falle war, lag doch der Ursprung zu diesen Gedanken nicht in mir selbst. Von jeher hatten Fremde, wenn sie meine Fähigkeiten lobten, mit einer Art von Bedauern hinzu gefügt: wie Schade, daß das kein Junge ist! — Ich hatte also die Idee gefaßt, daß die Knaben etwas Besseres wären

als die Mädchen, und daß ich selbst mehr und besser sein müsse, als die andern Mädchen. Als Vorbild war mir immer auch ein Knabe, Eduard Simson, hingestellt worden, und meine Mutter, welche von dieser falschen Richtung meines Wesens später gelitten hat, hatte selbst in der besten Absicht den Gedanken, daß Wissen die Hauptsache und alles Andere dagegen gering sei, in mir genährt und gepflegt.

Voller Liebe für uns Alle, hatte sie große Freude an meiner Begabung und an meinen Fortschritten. Sie war stolz darauf ein so kluges Kind zu haben, sie setzte mein Wissen vor meinen Onkeln und Tanten gern in ein großes Licht, und weil sie selber ohne alle Kenntnisse war, überschätzte sie das Wenige, was ich bis dahin gelernt hatte, über alles Maaß. Ich dagegen machte, nachdem ich etwa anderthalb Jahre regelmäßig unterrichtet worden, die Erfahrung, daß ich mir für mein Lernen bei der Mutter gar keinen Rath mehr erholen konnte, und noch ehe ich mein achtes Jahr vollendet hatte, wußte ich thatsächlich auch mehr als meine Mutter. Hätte ich damals den Verstand eines erwachsenen Menschen gehabt, so würde ich eingesehen haben, durch welche vortreffliche Eigenschaften dieser Mangel an Kenntnissen in der Mutter überwogen wurde. Weil dieser

Mangel sie selbst aber auf das Tiefste drückte, weil sie, um mir zuzuwenden was ihr fehlte, mir den Besitz von Kenntnissen immer als das Höchste und als das größte Glück hinstellte, so konnte es geschehen, daß ich meine Mutter unterschätzte, wie ich von ihr überschätzt wurde.

Lieb hatte ich dabei die Mutter von ganzem Herzen, aber ich hatte den Vater noch lieber, bei dem ich immer Rath und Hilfe, wenn auch viel häufigern und strengern Tadel als bei der Mutter fand. Der Vater las mit mir, der Vater spielte mit uns, und, obschon die Mutter ihr Leben für uns hingegeben hätte, hatte sie nicht jene sich nach äußen kundgebende Zärtlichkeit, welche mein Vater besaß, und die, obschon sie immer gemessen blieb, und er sich ihr nicht oft überließ, für mich etwas Bezauberndes hatte, und die mir als Entgegnung meiner eignen Zärtlichkeit ein Bedürfniß war.

Lobte meine Mutter meine Fortschritte, so dachte ich, sie verstehe es doch im Grunde nicht recht. Tadelte sie mich über einen Hang zur Unordnung, der sich bei mir einstellte, oder über meine Heftigkeit, so meinte ich, sie thue mir Unrecht, und das sei auch Alles ganz gleichgültig, wenn man nur recht viel lerne und wisse. Und da die Mehrzahl der Frauen, welche ich damals kannte, auch nicht viel unterrichteter waren, als meine Mutter,

so setzte sich eben die Vorstellung in mir fest, die Frauen seien geringer als die Männer, und für sie sei es ganz gut, daß sie auf Ordnung sähen und Haus hielten. Ich aber wolle lernen wie ein Mann, und ordentlich zu sein hätte ich gar nicht nöthig. Eine unklare Erinnerung an eine Frau, die, wie ich hatte erzählen hören, damals Professor in Bologna gewesen war, schwebte mir dabei vor, und trug noch dazu bei, mich vollends zu verwirren.

Meinem Vater entging die Ursache dieser schiefen Richtung keineswegs, und je mehr er Grund hatte, die Mutter zu lieben und zu verehren, um so entschiedener trat er jener Richtung entgegen. Ich besitze einen Brief, den er mir noch vor Beendigung meines achten Jahres aus Warschau schrieb, wohin seine Geschäfte ihn für einige Zeit gerufen hatten. Ich setze ihn hieher, weil er mit meinem damaligen Zustande zugleich die Art und Weise darthut, in welcher der Vater mit mir verkehrte.

Warschau den 11. Oktober 1818
Mittwoch.

„Meine liebe Fanny! Dein liebes Briefchen von heute vor acht Tagen hat mir viel Freude gemacht; es war recht nett geschrieben, und nicht so sehr kurz, als das früher empfangene.

Die gewünschten Karten werde ich Dir mitbringen, und daß Du abermals ein Zähnchen verloren hast, ist recht gut, da Du dieselben wechseln mußt. —

So wie sich aber Deine Zähne verändern oder wechseln, so wird noch Alles an Dir wechseln: Dein Urtheil über das, was um Dich her vorgeht, Deine Gesinnungen darüber, Deine Kenntnisse, genug Alles! —

Du mußt nun aber, wenn Du ein ordentliches Mädchen werden willst, sehr auf Dich aufpassen, daß dieses Wechseln immer zu Deinem Besserwerden beitrage. —

Bei Deinem Urtheil über das, was um Dich vorgeht, mußt Du nur immer berücksichtigen, wer die Handelnden sind, und es nie vergessen, daß ältere Personen als Du in der Regel jede Sache besser verstehen als Du. Siehst Du nun gleich selbst ein, daß Du einmal Etwas besser weißt, als eine ältere Person, so liegt solches gewiß nur daran, daß Jene nicht Gelegenheit gehabt hat, es zu lernen; denn sonst würde sie es unbedingt besser wissen als Du, und Du mußt daher immer recht bescheiden sein.

Mit Demjenigen was Deine Eltern Dich jetzt und später lehren lassen, mußt Du nie prahlen. Du würdest schwerlich Etwas wissen, wenn Du keine Lehrer hättest, und überdem kannst Du alle Deine Zeit darauf

verwenden Etwas zu lernen, während andere Kinder Deines Alters schon irgend Etwas thun müssen, um ihren Eltern nützlich zu sein, etwa mit kleinen Kindern spielen oder irgend Etwas der Art. Deine Lage ist also sehr glücklich; Du kannst alle Deine Zeit darauf verwenden, um ein gutes und liebes Kind zu werden. —

Ich liebe Dich, mein liebes Kind! wie alle meine Kinder recht sehr, und eben weil ich Euch liebe, wünsche ich, daß Ihr alle recht gute Kinder sein möget. Du bist die Aelteste, mache Du nur den Anfang, und die Uebrigen werden Deinem Beispiel folgen.

So oft Du kannst spiele mit den Kinderchen, und da Du auch noch ein Kind bist, so ist auch für Dich das Spielen noch sehr dienlich und für Dich passend. Wie wird es mich freuen, wenn ich bei meinem Zuhausekommen erfahren werde, daß Du immer artig gewesen!

Grüße Herrn Ulrich und Deinen Musiklehrer vielmal von mir, und gieb Klärchen und dem Heinrich einen herzlichen Kuß von ihrem und Deinem Vater. Den beiden andern Brüdern schreibe ich apart.“

Es war das die Weise freundlichen Ernstes, in welcher der Vater immer mit uns verkehrte, wenn er nicht mit uns spielte, aber der Ton seiner Stimme, der Blick seines Auges, und seine Miene waren dabei so gütig,

und so voll Leben und Seele, daß wir wie im Sonnenscheine lebten. Lob, wirkliches Lob erhielten wir sehr selten von ihm. Bei den größten Anstrengungen welche ich machte, bei den guten Zeugnissen die ich immer nach Hause brachte, hörte ich selten etwas Andres, als „das ist ordentlich, so habe ich's gern!“ und als einmal Fremde dem Vater zu unserm Fleiß und zu unseren Fähigkeiten gratulirten, sagte er gelassen: es sind ja auch meine Kinder! — Er legte sich also das ganze Verdienst unserer Begabung bei, und wir hatten im Grunde auch wirklich die Empfindung, uns bei ihm dafür zu bedanken, daß wir begabt und fleißig waren.

Mich in meinen Grillen für das Studieren und gegen die weiblichen Beschäftigungen zu bestärken, war mein Vater übrigens gar nicht der Mann, und das um so weniger, als meine Unordnung zu einer Art von Glaubenssache bei mir geworden war. Ich glaubte, es sei hübsch, sich um Kleinigkeiten nicht zu kümmern, und ich habe meiner Mutter in dieser Beziehung eine unendliche Mühe gemacht, und habe ihr in diesem Punkte meine ganze Erziehung zu danken. Durch Jahre und Jahre ist sie es nicht müde geworden, mich an jedem Abend selbst meinen Bücher- und Spielschrank aufräumen zu lassen, mich immer wieder zur körperlichen Acht-

samkeit zu ermahnen, und mich im Hause, so gut es sich thun ließ, zu den Dienstleistungen anzuhalten, an denen meine Achtsamkeit und Pünktlichkeit sich üben sollten. — Die strenge Ordnung in der Schule kam ihr dabei zu Hilfe, aber auch dort gab es plötzlich Klagen über schlechtes Schreiben, über fehlende Löschblätter, über Dintenflecken und ähnliche Nachlässigkeiten, und erst als irgend welche neue Gedanken mir die Erinnerung an den weiblichen Professor aus dem Sinne gebracht hatten, fand ich mich allmählig wieder zur Ordnung zurück. Ich war in der That mit Bewußtsein und mit Absicht, ja recht eigentlich aus Dünkel, unordentlich geworden.

Neuntes Kapitel.

Durch die nächsten Jahre ging mein Leben ruhig hin. In der Schule kam ich vorwärts, im Hause blieb Alles sich gleich, nur daß uns im Jahre achtzehnhundert achtzehn ein neuer Bruder, eben jener kleine Heinrich geboren wurde, den mein Vater mich beauftragt hatte zu küssen. Das Dazukommen eines neuen Kindes macht aber, wenn ihrer schon ein Häufchen beisammen ist, keinen großen Eindruck auf die Andern, und so lieb wir den lebhaften kleinen Jungen auch hatten, der mit seinen großen Augen dem Vater sehr ähnlich sah, so blieben ich und meine beiden ältesten Brüder doch einzig und allein auf uns selber angewiesen, und ich habe nie andere Spielkameraden unter meinen Geschwistern gehabt als sie.

Aus dieser Epoche sind mir jedoch drei Ereignisse besonders deutlich geblieben. Zuerst die Erinnerung an ein lebensgefährliches Scharlachfieber, die einzige schwere Krankheit, welche ich je gehabt habe. Von den Schmer=

zen und Leiden der Krankheit, die mich im siebenten Jahre befiel und mehr als zwei Monate währte, weiß ich gar Nichts. Es war aber, weil ich allein im Hause von der schweren Epidemie befallen worden war, und man mich also sorgfältig von den andern Kindern abgesperrt hatte, die erste Trennung, welche ich von meinen Geschwistern erlitt, und sie fiel mir äußerst schwer. Zum Unglück hatte eine meiner Tanten, welche mich besuchte, an meinem Bette von dem Tode eines mir gleichaltrigen Schulkameraden gesprochen, der das Scharlachfieber bekommen hatte, während ich selbst mich noch gesund und in der Schule befand. Ganz plötzlich war mir dabei die Vorstellung gekommen, daß meine Brüder auch gestorben sein, und daß man mir dies eben so verheimlichen könne, wie den Tod jenes Knaben, und da ich aus dem Bereich meiner Bettschirme nicht heraus konnte, da man die Geschwister nicht zu mir lassen wollte, und keines von ihnen damals schreiben konnte, mir ein Zeichen zu geben, so war es von früh bis spät meine Frage, ob sie auch wirklich lebten, und was sie thäten, und was sie mir sagen ließen? Es war die erste Trennung und die erste schwere Sehnsucht, die ich erlitt, und sie war allmählig so heftig geworden, daß man mich, als ich nun das Bett verlassen konnte,

in Pelze und Tücher gepackt bis an die geschlossene Stubenthüre führte, durch die ich meine Geschwister sehen konnte, und durch deren Glasscheiben wir einander küssen konnten, als sie ihre Köpfchen an dieselbe herandrängten. Kinder sind viel lebhafteren Schmerzen und Freuden fähig als man glaubt. Ich habe das Entzücken, mit welchem ich mich nach meiner ersten Ausfahrt wieder unter meinen Geschwistern und mit ihnen spielend befand, nie vergessen. Sie waren Alle so groß geworden, sie waren Alle so gut! Besonders die Zärtlichkeit meiner Brüder war so rührend, denn es war, als wäre ich ihnen fremd und neu und lieber noch geworden! Und meine Eltern weinten Beide, als sie uns wieder beisammen sahen, als sie sahen, wie ihre Liebe unter uns fortwucherte.

Die beiden andern Erinnerungen sind allgemeinerer Art. Sie beziehen sich auf die im Jahre achtzehnhundertneunzehn erfolgte Ermordung Kotzebues, und auf die, in dem gleichen Jahre durch ganz Deutschland gehende Judenverfolgung.

Kotzebue hatte, nachdem er Rußland verlassen, längere Zeit in Königsberg gelebt, und mein Onkel, Doktor Assur, war sein Hausarzt gewesen. Dieser hatte mich, ehe ich in die Schule ging, häufig in seinem

Wagen mitgenommen, wenn er seine Kranken besuchte, und da er bei dem Etatsrath — diesen Titel gab man Kotzebue — meist des Plauderns halber lange verweilte, so hatte er mich dann mit aussteigen lassen, und ich war freundlich aufgenommen und mit Näschereien, die dort immer auf einem Tische standen, beschenkt worden. Als ich dann einmal durch die Unvorsichtigkeit unseres Hausmädchens eine nicht unbedeutende Verwundung erlitt, deren mein Onkel, eben weil man mich dort kannte, im Kotzebue'schen Hause erwähnte, hatte mir der Etatsrath eine schöne Puppe geschickt, und ich war, als mein Nasenbein wieder geheilt worden, mit dem Onkel hingefahren, mich zu bedanken.

Alle meine Erinnerungen an den Mann waren also angenehm. Die Einrichtung des schönen Hauses, das er auf dem Königsgarten, nahe bei dem Theater, bewohnte, hatte eine gewisse Vornehmheit gehabt, die mir aufgefallen war, ohne daß ich gewußt hätte, warum sie mir aufgefallen. Auch der Etatsrath, wie er mir in der Erinnerung lebt, eine nicht große feine Figur, hatte mir mit seinen schwarzen Escarpins und seidenen Strümpfen, mit seinem Jabot und seinen Manschetten, sehr gefallen, und nun war der mit einem

Male ermordet worden, und es gab Personen, welche sagten, es sei ihm Recht geschehen, er sei ein Verräther gewesen, und Sand sei ein Held, dessen Namen auf die Nachwelt kommen werde, wie die Namen anderer Märtyrer und Heroen.

Die eifrigsten unter diesen Vertheidigern von Sand waren in unsrem Hause ein Dichter und ein Musiker: Raphael Bock und Gustav Wiebe. Sie waren Beide Hausfreunde meiner Eltern, und, wie ich es jetzt beurtheile, beide entschiedene Romantiker, wenn auch Jeder in anderer Weise. Bock hatte studiert und bekleidete später den Posten eines Custos an der Wallenrodt'schen Bibliothek, den er bis zu seinem Tode behalten hat. Er war eine große, magere, nach vorn gebeugte Gestalt, mit einem blassen Gesichte, dessen eingefallene dunkle Augen düster aus dem langen, schwarzen Haar seines Kopfes hervorsahen. Er hatte ein nahes Freundschaftsverhältniß zu Zacharias Werner gehabt, für dessen Schriften mein Vater ebenfalls eine gewisse Vorliebe besaß, und Bock gehörte, nebst dem später berühmt gewordenen Professor Ludwig Sachs, zu den Jugendgenossen meines Vaters, mit denen er, so zu sagen, die Romantik der Zeit absolvirt hatte. Mein Vater war aber darüber lange hinausgekommen, nur

die Neigung für Werner hatte er von Bock zum Erbe, die Schriften von Jakob Böhme als Geschenk von Sachs, und die Theilnahme für diese Freunde als Andenken an seinen Romanticismus behalten. Er störte Bock auch niemals, wenn dieser den hingerichteten Sand als einen Helden pries, und dessen That als den Beginn der Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes verkündete. Er ließ ihn durchaus gewähren, wie man einen Gemüthskranken gewähren läßt, und Bock hatte in der That die überspannte Schwärmerei eines solchen. Nur als Herr Wiebe, mein Musiklehrer, ein junger, schöner, blonder Mensch, sich einmal auch in die Begeisterung für Sand versetzte, sagte mein Vater abwehrend: „sein Sie doch kein Narr! Sand's That war eine Kopflosigkeit, Nichts weiter, und der arme Teufel verliert dafür den Kopf!“ — Solch einzelne Aeußerungen setzten sich in den Kindern am leichtesten und sichersten fest.

Gegen den Onkel Doktor aber, der, weil er Kotzebue persönlich nahe gestanden hatte, voll leidenschaftlicher Erbitterung gegen Sand war, entschuldigte mein Vater diesen Letzteren, und klagte Kotzebue an, und ich stand da, und wußte nicht, was ich denken sollte. Die Begriffe einer begeisterten Vaterlandsliebe, die Vorstellung

eines Verraths am Vaterlande und eines Opfertodes für das Vaterland waren mir sehr geläufig, und die Thaten des Mutius Scävola, des Horatius Kokles und des Harmodios und Aristogiton hatten mir schon erhebende Empfindungen eingeflößt. Aber ich konnte mir das Alles doch nur in der römischen Toga vorstellen, und daß der Etatsrath, der mir nur Gutes gethan hatte, der wie alle meine Bekannten ausgesehen, ein Vaterlandsverräther sein sollte, daß ein junger Mensch, der auch nichts Andres war als ein gewöhnlicher Student, wie deren Hunderte in unsern Straßen umhergingen, das Vaterland gerettet haben könnte, indem er den Etatsrath und sich selbst ermordete, das ging über mein Fassungsvermögen. Abgesehen davon, daß die Idee des Meuchelmordes, die Gedanken an eine Hinrichtung mir schrecklich waren, überraschte es mich, daß mein Vater sich über die That von Sand in dem einen Falle tadelnd, in dem andern entschuldigend ausgesprochen, und daß er mir auf meine desfalligen Fragen abweisend erwidert hatte, ich verstände von der Sache Nichts und solle sie mir aus dem Sinn schlagen, ich könne an etwas Bessres denken. Das war aber leichter gesagt, als gethan! Denn wohin man sah, fand man die Bilder von Sand. Auf den Einen

war er in dem Augenblicke dargestellt, in welchem er die That vollbrachte, und Kotzebue, sich auf die Stuhllehne stützend, zusammenbrach, während Frauen in das Zimmer stürzten. Auf Andern sah man ihn im Moment der Hinrichtung. Sein Portrait fand man an jedem Ladenfenster auf Pfeifenköpfen, Tabacksdosen, Tassen, kurz überall, wo es sich anbringen ließ, und die Erinnerung an das Ereigniß blieb mir deshalb lange und verwirrend gegenwärtig.

Stärker noch wirkte die Judenverfolgung auf mich ein. Je älter ich geworden war, je mehr hatte ich es gemerkt, wie sorgfältig die Meinen, die Eltern und alle ihre Verwandten, es vermieden, davon zu sprechen, daß wir Juden wären. Einzelne, fremdklingende Worte, von denen ich wußte, daß es jüdische waren, wurden zwischen ihnen hie und da einmal als Verständigung gebraucht, wenn man uns Kindern eine Mitwissenschaft entziehen wollte, aber man sah es nicht gern, wenn wir diese Worte gehört hatten; in Gegenwart der Dienstboten oder fremder Personen bediente man sich ihrer nie, und allen den darauf bezüglichen Fragen wich man jetzt wie früher aus. In der Schule hingegen wurde es mir immer fühlbarer gemacht, daß ich nicht der Allgemeinheit angehörte.

Der Religionslehrer der obern Klassen, der später so unglücklich bekannt gewordene Prediger Ebel, hatte mir, als ich etwa sieben Jahre alt war, und man mich bei einer Prüfung belobt hatte, einmal in Gegenwart der andern Kinder die Hände auf den Kopf gelegt, und mich dabei „du fromme Tochter Israels!“ genannt, was mich und meine Mitschülerinnen lachen machte, weil es von uns in direkte Verbindung mit dem Erzvater gebracht wurde, und uns also höchst komisch erschien. Aber Kinder, und namentlich kleine Mädchen, sind neugierig wie junge Katzen. Einmal auf eine Fährte gebracht, bringt man sie nicht wieder davon ab. Ein Paar Tage neckten sie mich, und amüsirten sie sich mit der Ebel'schen Bezeichnung, dann aber wollten sie ergründen, was sie eigentlich wußten, daß ich keine Christin sei. Ich sollte sagen, bei wem ich getauft sei? und bei wem meine Eltern in die Kirche gingen? und bei wem ich den Confirmandenunterricht erhalten würde? — Ich antwortete der Wahrheit nach, und da es lauter gute und wohlgeartete Kinder waren, und wir einander lieb hatten, kamen sie auch bald von ihrer Neugier ab, weil sie sehen mochten, daß sie mich quälten. Mir aber blieb ein Stachel davon in der Seele zurück, und dieser ver

schärfte sich daran, daß ich zu einigen Mädchen der Klasse, die ich am liebsten hatte, und die mich am liebsten hatten, nicht eingeladen wurde, wenn man ihnen Kindergesellschaft einlud. Zwei von ihnen, ein liebenswürdiges Zwillingspaar, dessen Geburtstag immer in ihrem Elternhause sehr gefeiert wurde, sagten es mir einmal mit Thränen, sie dürften mich nicht einladen und dürften auch nicht zu mir kommen, weil ihre Eltern nicht erlaubten, daß sie mit Juden Umgang hätten. Wir waren alle drei darüber sehr gerührt, und ich sehr unglücklich. Eine ganze Last von Kummer, von Schmerz, von Kränkung, lag auf meinem armen achtjährigen Herzen, und ich hätte mich nicht überwinden können, zu Hause ein Wort davon zu sagen. Ich schämte mich und hatte das Gefühl, den Eltern nicht solch ein Herzeleid anthun zu wollen, wie ich es empfand.

Indeß bei der nächsten kleinen Gesellschaft, die man mir einlud, kam die Sache doch zur Sprache. Die Eltern schwiegen, als ich ihnen mein Erlebniß erzählte, aber ich konnte sehen, wie unangenehm es ihnen war, und wenn ich auch sonst aus der Schule und aus der Familie, und an den beiden Töchtern einer englischen Familie, die neben uns wohnte,

Spielgenossen genug hatte, so verschmerzte ich meine Lieblinge doch nicht, und die Vorgänge in der Stadt trugen dazu bei, mich immer daran zu erinnern, daß es schlimm sei, ein Jude zu sein.

Wo sich in jener Zeit einzelne Juden oder jüdische Familien sehen ließen, rief man ihnen spottend in den Straßen nach. Gerüchte von Feindseligkeiten, welche in Süddeutschland gegen die Juden verübt worden waren, cirkulirten wohin ich in der Familie kam, und wenn die Eltern sich auch hüteten, uns zu Hause Etwas davon hören zu lassen, so sprach man bei den Tanten und Onkeln um so mehr und um so besorgter davon. Ich vernahm es, wie man in Frankfurt am Main und in Würzburg den Juden die Fenster eingeworfen und ihre Häuser geplündert haben sollte, wie angesehene Männer auf der Straße beschimpft und mißhandelt worden wären, und man war in großer Angst um die in Hamburg lebenden Geschwister meiner Mutter, weil dort der Judenhaß auch sehr groß, und der Pöbel sehr roh sein sollte. Da solche Epochen der Verwirrung in den Geistern der Völker aber epidemisch sind, und sich mittheilen man weiß nicht wie, so waren auch unsere Dienstboten von der Kunde erreicht worden, und der Glaube, daß an irgend einem

Tage in Königsberg etwas Unerhörtes gegen die Juden unternommen werden würde, war aus der Kinderstube in mich gekommen. Mein Vater, meine Mutter versicherten, das sei Thorheit, es wäre Nichts von alle dem wahr, was man fable, aber ich erfuhr doch, daß man in der Langgasse eines Abends einem reichen Kaufmann die Fenster eingeworfen habe, und daß dies wahr sein müsse, merkte ich daran, daß man uns Kinder Abends nicht mehr, wie sonst, auf den Fenstertritten sitzen ließ, wenn wir bei meinen Tanten waren, die in der Langgasse wohnten, und deren Wohnzimmer nach der Straße gelegen waren.

Von da ab hatte ich den vollständigen Begriff von der Unterdrückung der Juden, von der Ungerechtigkeit, welche man gegen sie begehe. Auch das Bewußtsein der gebildeten Juden, aufgeklärter und besser zu sein als ihre Verfolger, hatte bereits angefangen sich auf mich zu übertragen, und die Juden hatten damals ihr stolzes Selbstgefühl, das man ihnen so oft als Anmaßung und Arroganz vorgeworfen hat, sehr nöthig, wenn sie selbst sich aufrecht erhalten und ihre Kinder tüchtig machen wollten, an der allmähligen Emancipation des Volkes mitzuarbeiten. Viele, welche später in diesem Kampfe am meisten gewirkt, sind in jener Zeit

der Judenverfolgung nicht viel älter gewesen als ich, und werden sich ihrer wohl später erinnert haben. Dem Unterdrückten ist aber sein Selbstgefühl der beste Schild und die sicherste Waffe. Eine Nation, und Menschen überhaupt, welche ungerechte Unterdrückung ohne stolze Empörung annehmen und ertragen, sprechen sich selbst ihr Urtheil und gehen an der feigen Demuth vor ihren Verächtern in Ehrlosigkeit unter.

In Königsberg aber ging die Epidemie der Judenverfolgung ziemlich gelind vorüber. Es blieb bei den spottenden Nachrufen, und als man sich damit genug gethan hatte, fand man sich von beiden Seiten äußerlich wieder zurecht. Es kehrte alles in das alte Gleis zurück, und auch wir lebten bis in das Jahr achtzehnhundertzwanzig ganz in der alten Weise fort. Es kamen freilich nicht mehr so viel auswärtige Gäste in das Haus, als in den ersten Jahren deren ich mich zu erinnern wußte, aber im Hause blieb die alte reichliche Lebensweise sich gleich, und nur die Besorgniß um den ältesten Bruder meines Vaters, dessen Kränklichkeit zu einem Lungenleiden geworden war, beunruhigte die Familie.

Er wohnte in dem Hause seiner Schwester Johanna, die ihn auf das Sorgfältigste pflegte, und wenn

wir deren Kinder besuchen gingen, so wurden wir auch zu dem Onkel gebracht, der sehr blaß aussah, immer magerer wurde, viel hustete, und den ich mir grade in dieser Zeit am deutlichsten vorstellen kann, wie er in einem braunen Ueberrocke in seinem Zimmer umherging, und die goldene Tabacksdose in der Hand hielt, aus der er häufig schnupfte.

Man fing an von seinem möglichen Tode zu sprechen, in das Comptoir ging er gar nicht mehr, und da er nicht mehr wie sonst nach Warschau und nach Rußland reisen konnte, war mein Vater öfter abwesend. Zuweilen besuchte der Onkel uns noch, aber er war nicht mehr so heiter wie sonst, es kam eine Art von Trübniß über das Haus, die ich schon empfand, ohne jedoch recht zu wissen, was eigentlich um mich her vorging. Der Vater arbeitete am Ende des Jahres bis tief in den Abend hinein mit seinen Leuten im Comptoir; das war aber immer zur Zeit des Jahresschlusses geschehen, und für uns war er immer der Alte. Trotzdem war Etwas anders im Hause geworden, und als zu Anfang des Jahres ein und zwanzig im Februar unser kleiner Bruder Heinrich schwer erkrankte, wurde es vollends still. Er war nun beinahe zwei Jahre alt, und die letzten Zähne wollten bei ihm durchbrechen.

Davon hatte er ein Paarmal Krämpfe bekommen, so daß man ihn, um uns den Anblick zu entziehen, von uns getrennt hatte, und während man ihn mit der Kinderfrau in ein sonst unbenutztes Stübchen gebettet hatte, richtete man unten das Wohnzimmer zur Wochenstube für meine Mutter ein, die ihre sechste Niederkunft erwartete.

In der Nacht zum sechzehnten Februar wurde meine Mutter von einem Knaben entbunden. Sie hatte unsern kleinen Heinrich in seinen furchtbaren Krämpfen verlassen müssen, am Morgen nach ihrer Entbindung starb das arme Kind.

Uns seinen Tod zu verheimlichen war nicht möglich, aber man ließ uns ohne das nicht in das Zimmer der Mutter hinein, und auch den todten Bruder bekamen wir nicht zu sehen. Man sagte uns, er sähe sehr entstellt aus, und versuchte uns in unsern bittern Thränen damit zu trösten, daß wir ja einen neuen Bruder bekommen hätten, der uns den Heinrich ersetzen würde.

Das half uns aber gar Nichts. Der Vater sah todtenblaß aus, das ganze Haus war uns unheimlich. Fremde Männer, alles Juden, alle schwarz gekleidet, kamen in Heinrichs Stube, die Todtengebete zu halten.

Durch das Thürfenster der Kinderstube konnten wir sehen, daß in der gegenüberliegenden Stube, in der die kleine Leiche stand, am Abend ein Licht brannte, und daß ein fremder Mann neben dem Lager saß. Wir erinnerten uns, wie der kleine Bruder drollig mit dem Stock geschlagen, wir machten ihm nach, wie er „Hund“ geschimpft, wenn er böse gewesen war, und so nahte sich der dritte Tag, an dem er beerdigt werden sollte.

Es war früh am Vormittag als die Wagen vor die Thüre fuhren. Wir standen oben, zwei Treppen hoch, in der Kinderstube am Fenster, als die Schritte der schwarzen Männer auf der Treppe verhallten, die man mit Decken belegt hatte, damit meine Mutter kein ungewöhnliches Geräusch vernehmen sollte. Wir sahen den Vater in den Trauerwagen steigen, sahen den Wagen mit dem Brüderchen fortfahren, und aufgelöst in Schmerz, wie wir es Alle waren, lief einer meiner Brüder, da die Kinderfrau, selbst weinend, uns nicht beachtete, aus dem Zimmer, hinunter zu meiner Mutter, und stürzte sich mit dem Ausruf: Mutter! Mutter! jetzt fahren sie mit unserm Heinrich fort! über das Bett derselben.

Meine Mutter erkrankte von dem Augenblicke ab

auf das gefährlichste. Unser kleiner Neugeborner, den sie selbst nährte, wurde das Opfer ihres Schreckes. Er starb an seinem achten Lebenstage, und man trug ihn in seiner Wiege in dasselbe Zimmer, in welchem eben erst die andere kleine Leiche gestanden hatte. Er sah mit seinen runden Bäckchen und den geschlossenen Augen wie ein schönes Wachsbild aus; aber die Kälte seiner Hände und seiner Wangen flößte mir ein unaussprechliches Entsetzen ein. Es war der erste Todte, den ich sah.

Man begrub ihn am dritten Tage. Am vier und zwanzigsten Februar, am Hochzeitstage meiner Eltern, starb der Onkel. Mein Vater war in dem Zeitraum von acht Tagen dreimal auf dem Kirchhofe, er begrub in einer Woche seinen ältesten Bruder, zwei von seinen Söhnen, und die Frau, an der sein ganzes Herz hing, lag auf den Tod darnieder. „Bleibt Ihr mir nur leben!" sagte er, indem er uns mit schwerem Seufzer küßte, als er das letzte mal vom Kirchhof kam. Ich empfand seine Klage, seinen Schmerz und unsere Verluste ganz vollkommen.

Meiner Mutter Zustand war durch einige Wochen hoffnungslos, meines Vaters Lage furchtbar. Schon seit Monaten hatte der Bankerott einiger russischen

Häuser, mit denen er in Verbindung stand, seinen eigenen Fall in Aussicht gestellt, und nur mit Mühe war es ihm möglich gewesen, das Hereinbrechen dieses Mißgeschickes hinauszuschieben, so lange sein Bruder lebte. Länger ließ es sich nicht verbergen, daß er zahlungsunfähig sei, er mußte sich bankerott erklären, und auch er verlor, bei der damals weit verbreiteten Handelskrise, sein Vermögen.

Wir Kinder, ich und mein ältester Bruder, gingen in die Schule wie sonst, es waren auch die gewohnten Personen, die uns bedienten, aber es war nicht mehr dasselbe Haus. Fremde Aerzte und Krankenwärterinnen gingen darin umher, wir aßen unten in dem kleinen Entree, in dem es viel zu eng war, und der Vater sah nicht kenntlich aus. Eines Abends, als wir Kinder schon in den Betten lagen, und mein Vater uns schlafend glaubte, kam er in die Kinderstube herein, und hatte einige Kleidungsstücke von sich über den Arm gehängt, die er unserer alten Anne hinreichte. „Trage Sie das morgen zum Schneider,“ sagte er kurz, „er soll alles vier Finger breit enger machen. Es hängt mir auf dem Leibe und ich will nicht, daß Madame es sieht!“ —

Er ging hinaus, nachdem er uns nach der Reihe

nach betrachtet hatte, ich lag ganz still, und weinte bitterlich bis ich einschlief.

Meiner Mutter Krankenlager währte vier Monate. Der Schreck hatte ihr die Milch in den Körper zurückgetrieben, es bildeten sich Geschwüre, ein Paarmal wurden Operationen nöthig, und als sie endlich im Sommer auferstand, war ihr linker Arm steif und gekrümmt, und blieb es fast das ganze Jahr hindurch.

Am vier und zwanzigsten März, an meinem neunten Geburtstage, war meine Mutter noch gefährlich krank. Sie hatte in allen ihren Leiden aber doch an den Tag gedacht. Man hatte mir in der Kinderstube einen Kuchen und ein Paar andre Dinge bescheert und aufgebaut, und ich war wie immer an diesem Tage nicht in die Schule gegangen. Gegen Mittag ließ sie mich in ihre Stube kommen, wie sie sich die Kinder immer holen ließ, wenn die Schmerzen ihr nur irgend ein Bewußtsein gestatteten. Das Zimmer war sehr verdunkelt, hinter grünen Schirmen stand ihr Bett.

Sie winkte der Krankenwärterin fort zu gehen, und ließ mich auf ihr Bett sitzen, wobei sie mir die Hände hielt. Ich war unbeschreiblich traurig. Nach einer Weile nahm sie von dem Tischchen, das ihr zur Seite

stand, ein Papier. Es lagen ein Paar goldene Ohrringe darin, die sie mir gab, und die ich mir einziehen mußte. „Die sollst Du nun immer,“ sagte sie, „zu meinem Andenken tragen. Und wenn ich sterbe, — Du bist die Aelteste, sei nur recht gut zu den Kindern und zum Vater!“

Es fiel wie ein Schlag auf mich hernieder. So krank die Mutter war, so sehr ich Alle in Sorgen um sie gesehen hatte, an ihren Tod hatte ich zwar gedacht, aber ich hatte nicht an denselben geglaubt. Nun stand die entsetzliche Möglichkeit plötzlich vor mir, als müßte sie gleich eine Wahrheit werden, und lähmte mich in dem Augenblicke völlig. Ich konnte Nichts sagen, ich konnte auch nicht weinen, bis die Mutter mich zu sich zog und küßte und ich in solches Schluchzen ausbrach, daß die Wärterin mich hinausführte.

Von der Stunde ab, so froh ich später auch noch spielen konnte, war ich doch kein Kind mehr. Ich hatte einen neuen Zusammenhang mit den Meinen, und für meine Vorstellung ein neues Verhältniß zu ihnen bekommen. Ein gutes Beispiel für meine Geschwister zu sein, hatte man mich immer ermahnt; jetzt kam mir der Begriff, daß eine älteste Tochter die Stütze der

Familie sein müsse. Ich gewann dadurch eine Bedeutung für mich, und der Vorsatz gut und wo möglich auch recht brauchbar zu werden, faßte selbstständig Wurzel in mir.

Zehntes Kapitel.

Im Laufe des Jahres verließen wir das Haus in der Brodbänkenstraße, das wir durch sieben Jahre inne gehabt hatten. Es hatte tausend Gulden preußisch (dreihundert drei und dreißig Thaler) Miethe gekostet. Das war für jene Zeit in Königsberg eine große Summe, und weit mehr als der Vater in jenem Augenblick auf unsere Wohnung verwenden durfte.

Von unsern Handlungsgehilfen waren nur zwei und ein Lehrling im Hause geblieben, auch die alten Dienstboten verließen uns. Die Kinderfrau war entbehrlich geworden durch den Tod der beiden jüngsten Kinder, sie und die andern Mädchen waren an hohen Lohn und an gutes Leben gewöhnt, und da die größten Einschränkungen zur Pflicht geworden waren, meinte die Mutter mit Recht, dieselben mit den alten Dienstboten nicht so wie es nothwendig war, durchführen zu können.

Es war im Herbste, als wir in die Vorstadt hinaus-

zogen, und da die Häuser dort alle erst nach dem Brande aufgebaut und also neu waren, wohnten wir in der Vorstadt nicht nur viel billiger, sondern eigentlich auch besser als in der Stadt. Die Straße ist eine der breitesten und hell und luftig. Auch die Häuser sind dort breiter, haben wie das, in welches wir einzogen, meist Seitenflügel, und wir hatten also in der einen Etage, welche der Vater gemiethet, eben so viel Zimmer als in dem alten Hause, die großen Erkerstuben des obern Stockes gar nicht mitgerechnet. Aber das alte dunkle Haus war uns wärmer und behaglicher vorgekommen, die hellen großen Zimmer des neuen schienen uns Allen Anfangs kalt und frostig, die zusammenhängenden Stuben ließen in den einzelnen Gemächern nicht die gewohnte frühere Ruhe. Meine Mutter empfand es schwer, daß der Vater sein Comptoir nun in der Stadt hatte, und also theilweis außer dem Hause leben mußte, und wir Kinder hatten mit den uns vertrauten alten Dienstboten auch die alte Nachbarschaft, und was uns sehr zu Herzen ging, das Doppelfenster in der Kinderstube verloren, hinter dem wir in jedem Winter eine Anzahl von Rothkehlchen, Zeisigen und Meisen gehegt, und zu Spielgefährten gehabt hatten. Auch die Kupferstiche aus dem Entree, die mir sehr lieb gewesen, kamen nicht mit in

die neue Wohnung hinüber. Man sagte, es sei für sie kein rechter Platz. Ich vermuthe aber, daß sie, weil sie werthvoll waren, verkauft worden sind, obschon wir sonst unsern ganzen Besitz von Möbeln und Geräthen behalten und mitgenommen hatten.

Das ganze häusliche Leben wurde nun auf einen andern Fuß eingerichtet. Sonst hatten die stattliche Kinderfrau oder der Hausknecht mich nach der Schule gebracht, damit ich den schweren Pompadour voll Bücher nicht zu tragen brauchte, jetzt mußte ich den zweimal so weiten Weg allein machen. Die Kost im Hause wurde verändert, der Mittagstisch auf das einfachste eingerichtet, die Abendmahlzeit regelmäßig mit einer Wassersuppe oder mit einem sehr billigen Kartoffelgericht gemacht, und alles was wir mit der Zeit von neuen Kleidern erhielten war viel geringer an Werth, als dasjenige, was wir bis dahin getragen hatten. Auch meine Mutter beschränkte ihre ohnehin bescheidene Weise sich zu kleiden, noch viel mehr, mein Vater ließ die damals noch üblichen Jabothemden eingehen und behalf sich mit Chemisets, die seidenen Taschentücher machten allmählich den bunten Leinwandtüchern Platz, und jede solche Beschränkung, für welche Kinder, weil ihre Welt die Welt des Kleinen ist, vielleicht noch mehr Auge

haben als die Erwachsenen, machte mir Kummer, weil sie mir in das Gedächtniß rief, was beide Eltern mir gesagt hatten, daß sie große Sorge hätten, daß es ihnen schwer werde uns zu erziehen, und daß wir also alles Mögliche thun müßten, ihnen ihre Sorge durch unsern Fleiß zu lohnen, und recht rasch vorwärts zu kommen.

Solche Eindrücke, so nachhaltig sie auf die Entwickelung eines Kindes wirken, sind aber doch nicht dauernd in demselben lebendig. Mit nothwendigem Selbsterhaltungstriebe sucht das Kind nach Freude, und die große Liebe unserer Eltern wußte uns auch in den beschränkteren Verhältnissen Freude und eine glückliche Kindheit zu bereiten, wie bisher. Dazu drückten uns Kinder die Einschränkungen eigentlich nicht persönlich. Daß ich jetzt allein in die Schule gehen mußte, kam mir bald als ein Zeichen der Erwachsenheit und als eine mir angenehme Freiheit vor. Die veränderte Kost ist Kindern, wenn sie nur satt werden, und wenn man sie nicht überhaupt gewöhnt hat, auf die Art der Speise mehr Werth zu legen als es recht ist, meist sehr gleichgültig. Daß wir auch mit geringen Mitteln wohl gekleidet waren, dafür sorgte der feine Geschmack der Mutter, und für manches Andre, was jetzt nicht mehr so war als früher,

entschädigten uns der weite Hof und besonders der kleine Garten, die wir am Hause hatten.

Dieser Garten, ein Raum von vielleicht zwölf Schritten im Geviert, war ein eingezäunter verwilderter Fleck, als wir das Haus bezogen. Er hatte eine Art von Laube, die aus Latten zusammengeschlagen und oben bedacht war, so daß sich über ihr ein kleiner Balkon erhob, der nach dem leeren, wüsten Jahrmarktsplatze hinaussah. Aber schon die Idee einen Garten zu haben, beglückte uns, und als der Vater dann einen alten verarmten Gartenarbeiter kommen ließ, der einige Pappeln an den Balkon und Stachelbeerhecken um den Zaun pflanzte, der die Erde ganz umgrub, Beete abtheilte, diese mit einigen geringen Pflanzen besetzte, und uns die Anweisung gab, wie wir dieselben zu warten hätten bis er wieder kommen werde, da hatten wir nicht nur das alte Haus in der Stadt schnell vergessen, sondern fanden sogar daß es in der Vorstadt viel schöner wäre, wie sie denn thatsächlich für uns Kinder auch ein weit gesunderer Aufenthaltsort wurde.

Grade als wir in die Vorstadt gezogen waren, hatte man mich in der Schule in die zweite Klasse versetzt, und ich brauche keinen zu starken Ausdruck, wenn ich sage, daß das Lernen, je weiter wir vorwärts schritten,

mich immer glücklicher machte. Wir lebten damals sehr eingezogen, die Eltern hatten den Grundsatz, daß man Kinder, und namentlich Mädchen früh an Häuslichkeit gewöhnen müsse. Fremde kamen nicht mehr in das Haus; wenn also nicht der Geburtstag irgend einer Schulfreundin oder der Besuch bei einer meiner Tanten eine Ausnahme machten, war ich regelmäßig zu Hause, und in meinen Abendstunden nach Herzenslust zu lesen, meine beste Freude.

Mein Vater gab mir viel Reisebeschreibungen und Geschichtswerke, in Bearbeitungen für Kinder, aber er ließ mich auch, als die Mährchenwelt allein mir nicht mehr genügen wollte, viel Poetisches lesen, für das ich eine besondere Vorliebe hatte, und in dem oftmals der Klang der Sprache mich noch mehr entzückte als die Gedanken selbst.

Die erste Poesie die an das Kind herantritt ist gemeinhin das Lied, und da die Mutter, wie ich schon früher bemerkt habe, eine sehr angenehme Stimme hatte, sind die Lieder, die ich von ihr gehört habe, die ersten poetischen und musikalischen Eindrücke gewesen, welche ich empfangen habe. Das Lied aber, soweit es ein Volkslied wird, hängt immer mehr oder weniger mit den Ereignissen der Zeit zusammen, und die ersten Lie-

der bieten also dem Kinde auch gewissermaßen seine ersten politischen oder socialen Anhaltepunkte und Begriffe. Danach hat man den Werth des Volksliedes und die hohe Bedeutung desselben auf die Bildung des Volkes zu ermessen.

Die ersten Lieder deren ich mich entsinne, waren jenes Lied von Jean Grillon, das ich schon mit zwei Jahren gekannt, und ein andres sehr anmuthiges Wiegenlied, das auch aus dem Französischen übersetzt und ursprünglich für den König von Rom gedichtet sein sollte. Die Melodie mit der Stimme meiner Mutter habe ich vollständig behalten, von dem Texte ist mir Nichts geblieben, als die Verse:

> Schlafe mein Prinzchen schlaf ein!
> Küche und Keller sind Dein.

und dann wieder:

> Dort in der Zofe Gemach,
> Klagt noch ein einsames Ach!

wie sich denn mitunter solche Brocken räthselhaft in unserem Kopfe festsetzen.

Die Mehrzahl der Lieder aber, welche die Mutter sang, waren aus der Zeit der Freiheitskriege, und bei Spaziergängen oder bei den damals äußerst seltenen Spazierfahrten, bei denen wir mit einem Stellwagen vom Thore aus auf irgend ein nahes Dorf fuhren,

und dann wieder vom Thore ab zu Fuß zurückkehrten, wurden von uns „der treue Tod“ von Körner, mit der auf des Dichters eigenen Tod hinzugefügten Schlußstrophe, das Körnersche Schwertlied, Lützow's wilde Jagd, dann das Volkslied von der Flasche, mit dem Refrain: „mein König trank daraus,“ gesungen. Dazwischen kam auch das Lied des Kosacken, die sogenannte „schöne Minka“ vor, und diese Lieder waren von einer solchen Wirkung, von einer solchen belebenden Kraft nicht nur auf mich, sondern auf alle meine Geschwister, daß sie uns immer wieder erschütterten und erhoben, und wir einen wirklichen Genuß davon hatten, sie mitzusingen. Weit weniger machten wir uns aus den komponirten Gedichten von Göthe oder aus andern kleinen lyrischen Sachen. „Damon saß und blies die Flöte“ — „An dem reinsten Frühlingsmorgen,“ — und das damals noch beliebte Liedchen „Freut Euch des Lebens!“ das man überall hörte, waren mir immer Geduldproben, nach denen ich nur um so dringlicher nach meinen beiden Lieblingsstücken verlangte, nach dem Reiterlied aus Wallensteins Lager und nach dem prachtvollen Schubertschen:

> Auf, auf! Ihr Brüder und seid stark,
> Der Abschiedstag ist da.

Schwer liegt er auf der Seele schwer,
Wir müssen über Land und Meer
In's heiße Afrika!

Der Ursprung und die Bedeutung aller dieser Lieder war uns bekannt, weil wir eben gewohnt waren, Nichts zu hören, ohne es uns durch Fragen verständlich zu machen, und so habe ich oft auf einem elenden Stuhlwagen, manchmal neben fremden Menschen sitzend, im Halbdunkel einer Heimfahrt durch nebliges Wiesenland, an kleinen verkrüppelten Weiden vorüber, Momente einer Erhebung und Begeisterung empfunden, wie sie mir kein Opernsaal in London oder Paris später in ähnlicher Weise geboten hat. Namentlich das Schubertsche Lied, bei dem Text und Melodie gleich mächtig sind, und einander vollkommen decken, während der unterdrückte Schmerzensschrei über ein schweres Schicksal überall daraus hervorklingt, ist mir in diesem Betrachte ewig unvergeßlich.

Nur mit einem Liede, das man für ein höchst patriotisches hielt, und das sehr im Brauch war, mit „des Deutschen Vaterland“ von Arndt konnte ich mich nie befreunden. Die trockne Länderaufzählung und der wunderliche Refrain: „o nein! o nein! mein Vaterland muß größer sein!“ hatten für mich etwas unwidersteh-

lich Komisches. Ich fing immer dabei zu lachen an, wenn das „Geographielied“, wie ich es nannte, gesungen wurde, bis ich einmal derb für mein Lachen und Spotten gescholten, in Thränen ausbrach, und nun erst vollends einen Widerwillen dagegen faßte, der mir auch redlich geblieben ist. Damals war meine Unlust an dem Liede instinktiv; jetzt weiß ich, worin der große Mißgriff besteht, den der treffliche Arndt in dem Liede begangen hat. Das Negative ist nämlich nicht erhebend sondern niederschlagend, und ein niederschlagendes Vaterlandslied ist eine betrübte Sache, deren mißliche Wirkung nicht aufgehoben wird, selbst wenn die letzte Strophe ein Positives, als zu erreichendes Ziel hinsetzt.

Außer dieser gesungenen Poesie lernte ich aber auch frühzeitig die Schillerschen und Götheschen Balladen kennen, und wählte sie, je länger sie waren, um so lieber zu meinen Deklamationsübungen. Ich hatte damals ein ungemeines Wortgedächtniß, das indeß geschwunden ist, je stärker mein sachliches Gedächtniß sich entwickelte, eine Erscheinung, die sich bei lebhaften Kindern fast regelmäßig wiederholt. Als ich zehn, eilf Jahre war, konnte ich die meisten Schillerschen und Götheschen Balladen auswendig, und lernte einmal, da mein Vater mit einem unserer Bekannten darauf gewettet hatte, in zwei

und einer halben Stunde die ganze Glocke von Schiller fehlerlos auswendig. Rhythmus, Klang und Reim waren mir so genußreich, daß ich es wie erfrischende Luft in mich aufnahm.

Das erste Drama, das ich gelesen habe, war der Correggio von Oehlenschläger. Ich hatte es in der Genesung nach dem Scharlachfieber in meiner Krankenstube erwischt, wo der Vater es liegen lassen, und ich hatte, als man es mir fortnehmen wollte, so lange betheuert, daß ich es verstände, und schön fände, bis man sich herbeiließ, meine Geschichtserzählung anzuhören, und mir das Buch nun für längere Zeit zu täglicher Lektüre zu vergönnen. Auch die Mehrzahl der Schillerschen und der Götheschen Dramen, den Götz, den Egmont, die Iphigenie, die natürliche Tochter und den Tasso lernte ich sehr früh, ich meine bald nach meinem eilften Jahre kennen, während ich gar keine Romane in die Hände bekam, und nur selten Gelegenheit hatte, das Theater zu besuchen.

Meinen ersten Theaterbesuch hatte ich mir verdient, als ich den ersten Komödienzettel geläufig lesen konnte. Es war die Ankündigung von Aschenbrödel gewesen, und ich hatte, da das Mährchen von Aschenbrödel mir altvertraut war, an dem Anschauen eines lebendigen

Aschenbrödels so viel Vergnügen gehabt, daß man mir an dem bald darauf folgenden Weihnachtsfeste einen kleinen Aschenbrödelanzug gemacht hatte, den ich mit Wonne [illegible]g. Dann nahm man mich später mit meinem Bruder zusammen einmal in die Zauberflöte mit, und wir spazierten danach eine lange Zeit immer zwischen zwei Stuhlreihen als Tamino und Pamina durch Feuer und Wasser; und das sind auch meine einzigen theatralischen Erinnerungen aus jenen Tagen, mit Ausnahme einer äußerst komischen, die sich an eine der größten Tragödien und an eine der größten tragischen Künstlerinnen, an die Medea und an Sophie Schröder knüpft.

Ich mag etwa sieben oder acht Jahre alt gewesen sein, als die Schröder in Königsberg gastirte. Meine Eltern waren in die Medea gegangen, und da Königsberg damals noch eben so schlecht gepflastert als schlecht beleuchtet war, hatte man die Gewohnheit, sich, wenn man keinen Wagen hatte, von dem Hausknecht mit einer großen Laterne, in der drei Lichte brannten, bei dem Wege zum und vom Theater, wie überhaupt am Abende, vorleuchten zu lassen. Als Herrmann, so hieß der Hausknecht, in die Kinderstube kam, um sich einen Shawl geben zu lassen, den er der Mutter für die Rückkehr nachzubringen Befehl erhalten hatte, fiel mir es ein

ihn zu bitten, daß er mich mitnehmen solle, ich wolle die Eltern auch abholen gehen. Das war nie geschehen, war gegen alle Hausordnung, aber mein dringendes Bitten, und Herrmanns Glauben, daß die Eltern es als einen Spaß nicht übel nehmen würden, bewogen ihn und die Kinderfrau mir nachzugeben. Man zog mir also einen Pelz an, setzte mir die pelzverbrämte Sammetkappe auf, Herrmann nahm mich auf den Arm, seine Laterne in die andere Hand, und so gingen wir aus dem Kneiphof den Berg in die Höhe und nach dem Theater.

Ob wir dort zu früh angekommen sind, ob mein Vater zufällig heraustrat und mich mit in das Theater hinein nahm, das weiß ich Alles nicht mehr. Nur des Weges erinnere mich, und des Augenblickes, in dem ich, dicht am Orchester, wo der Vater einen Platz hatte, — die Mutter saß anderwärts, — plötzlich die Schauspieler in der befremdlichen Nähe vor mir erblickte. Sie sahen mir groß und furchtbar wie Riesen, und Alle mit ihren geschminkten Gesichtern abscheulich häßlich aus. Auch ihre lauten Stimmen klangen mir widrig, und ich wurde über den Schrecken erst Herr, als die Schröder in ihrem Prachtgewande auftrat, und Etwas deklamirte, was mich fesselte. Es waren sicherlich auch wieder nur der Klang und

die Pracht der Sprache, die mich beherrschten, und ich starrte die berühmte Frau voll Verwunderung an, als sie mit einem Male mit einer sehr mächtigen tragischen Bewegung bis hart an den Soufleurkasten herantrat, und ihr Gesicht in die Hände verhüllte. Alles war athemlos, ich ganz benommen. Plötzlich hebt sie die Hände kaum merklich vor dem Munde auf, neigt sich wie unter der Last des Schmerzes hernieder, die Worte: „Esel! souflir Er!“ — dringen leise aber ganz vernehmlich in mein Ohr, — und aus allen meinen Himmeln geworfen, überfällt mich wieder der kaum überwundene Schrecken vor den Schauspielern.

Daß ich nicht aufgeschrieen habe ist mir nur durch meinen großen Schreck erklärlich. Mein Vater, der den Ausruf der Schröder eben so vernommen hatte wie ich, lachte darüber. — Comödianten! sagte er mit wegwerfendem Tone zu seinem Nachbar, aber mir war alle Lust am Theater vergangen. Ich hatte ein gewisses Grauen davor, und da in den folgenden Jahren alle unnützen Ausgaben von den Eltern vermieden wurden, so bin ich durch lange Zeit nicht wieder in das Theater gekommen, und hatte volle Muße, den mir so widerwärtigen Eindruck zu überwinden.

Im Ganzen aber glaube ich, gehört das Theater

zu denjenigen Vergnügungen, welche man die Kinder und die Jugend zeitig und mit Vortheil genießen lassen kann, wenn man die Stücke passend auswählt in welche man sie führt; und man irrt entschieden, wenn man glaubt, der Eindruck, welchen das Theater machen soll, werde erhöht, wenn man ihn dem Menschen aufspart, bis er reifer geworden ist. Zweimal in meinem Leben bin ich zufällig Zeuge davon gewesen, als sechszehn Jahre alte Mädchen zum erstenmale einer dramatischen Aufführung beiwohnten. Es waren die Töchter einer sehr gebildeten Familie, sehr unterrichtete und für das Schöne empfängliche Mädchen. Die Eine sah den Don Karlos, die andere die Stumme von Portici als erstes Experiment, aber Beide hatten, ich weiß dafür keinen andern Ausdruck zu finden, nicht mit Illusion sehen lernen, und das Konventionelle, was die Schauspielkunst und die Bühne als ein Nothwendiges in sich tragen, kam ihnen lächerlich und störend vor. Der erhöhte Sprechton, die Costüme, die Bewegung der Coulissen, der Wechsel der Scenen, das Behaben der Diener welche mit den Requisiten hin und her gingen, die Chorgesänge, die Trikots, kurz alle jene Dinge, die man als Voraussetzungen hinnehmen muß, waren ihnen anstößig; und als sie dieses Mißgefühl dann überwunden

hatten, war ihr Verhältniß zu dem Theater durchaus kein höheres oder idealeres als das unsere, die wir uns von jeher gewöhnt hatten, von der Bühne herab Anregung zu den verschiedensten Empfindungen zu erhalten.

Zauberopern wie das Aschenbrödel, der Freischütz, das alte Donauweibchen und selbst die Zauberflöte, Stücke wie der Verschwender von Raimund, machen einen durchaus guten und reinen Eindruck auf Kinder, und ihnen in jedem Winter ein oder ein Paar solcher Eindrücke zu bereiten, ist gewiß nicht schädlich. Es wird ihnen plastisch gemacht, was sie annähernd aus ihren Büchern kennen, ihrem Nachahmungstriebe wird Stoff geboten, ihr Bedürfniß zum Erzählen in einer ganz besondern Weise befriedigt, und sie lernen, wie gesagt, sich in die Bedingungen des Theaters finden, so daß sie dann später nur befähigter sind, die großen Meisterwerke ohne Zerstreuung und Verwirrung auf sich wirken zu lassen. Aber die Kinder, wie es in Berlin nur zu sehr Sitte ist, an das Niedrigkomische zu gewöhnen, sie in Lokalpossen mitzunehmen, in denen sich mehr oder weniger doch ein gut Theil Gemeinheit breit macht, das ist ein wirkliches Verbrechen, und es kommt mir ein Grauen an, wenn ich gelegentlich von zehn, zwölfjährigen Jun-

gen die Verse nachsingen, und die Witze erzählen höre, mit denen der Komiker Helmerding sein Publikum belustigt. Man versündigt sich an der Kindheit wenn man das Geringe als gut genug, und als belustigend für dieselbe ansieht. Nur das Beste, innerhalb der Sphäre seines Verständnisses, ist dem Kinde angemessen. Es hat, wenn es nicht verdorben ist, einen Zug zu dem Erhabenen, zu dem Wunderbaren, zu dem Rührenden, wie das Volk, das große Kind, für den ihm die Befriedigung von außen geboten werden muß. Seiner Lust am Komischen weiß es dagegen selbst ein Genügen zu schaffen. Die Familie, die Schule, die Lehrer und die Mitschüler bieten ihm dafür den Stoff. Wer sich seiner Schulzeit erinnert, wird mir darin Recht geben, daß man es nicht nöthig hat, den Hang zur Satire in den Kindern besonders anzuregen, und etwas Spottlustigeres als eine Mädchenschule ist gewiß nicht zu finden.

Auch in unserer Schule, so streng die Disciplin war, hat es uns nie an Stoff zum Lachen gefehlt. Da hatten wir den jüngern etwas schielenden Herrn Ulrich, den wir mit dem Vorgeben in Unruhe zu versetzen wußten, daß sein Bruder examiniren kommen werde; da hatten wir den alten, dicken und sehr unbehilflichen Zeichenlehrer Herrn Weidner, der noch ein Zöpfchen,

steif wie ein Rattenschwanz, in dem breiten Kragen seines ewigen grauen Rockes verborgen trug, und den wir auf alle ersinnliche Weise zu irgend welchen heftigen Bewegungen zu veranlassen suchten, bei denen das Zöpfchen dann plötzlich aus dem Rockkragen hervor sprang. Es war ein Festtag in der Klasse, wenn der Zopf nun einmal draußen war, und sein Eigenthümer ohne es zu merken mit jeder Wendung seines Körpers den Zopf zu unserm Vergnügen mitbewegte; und im Herausfinden des Komischen suchte ich meines Gleichen.

Meine Mutter beobachtete fein und hatte ein großes Nachahmungstalent, das sie aber bei ihrer Gutmüthigkeit niemals zum Spott benutzte. Ich hatte das Auffassen des Komischen von ihr geerbt, konnte es jedoch an mir selbst durchaus nicht wiedergeben, und besaß dafür nur die gefährliche Fähigkeit, es mit schnellem Witzwort zu charakterisiren. In der Schule, wo ich ohnehin beständig die Jüngste unter ältern Gefährtinnen war, fanden meine Mitschülerinnen das ganz reizend; zu Hause jedoch durfte ich davon Nichts erzählen, denn mein Vater verwies mir solche Aeußerungen jedesmal, und kam dann doch hie und da irgend eine zum Vorschein, so brachte mich ein schweigendes Winken mit dem Kopfe von Seiten meines Vaters augenblicklich

zum Schweigen. Ueberhaupt fand ich mich bald von lauter Repressivmaasregeln umgeben, denn mein Fortschreiten war den Eltern zu schnell, und ich sollte durchaus noch ein Kind bleiben, da ich es wirklich noch war.

Meinem Verkehr mit den ältern Mädchen wurden Schranken gesetzt. Man lud sie mir nicht ein. Zu den Tanten wurde ich, wenn Gesellschaft dort war, nicht mehr mitgenommen wie sonst, und besuchten mich die Cousinen und eine kleine Freundin, die, nur ein Jahr älter als ich, in den Klassen mit mir Schritt hielt, so wurden mir alle möglichen Lappen und Zeugreste geschenkt, damit wir für die Puppen schneidern, d. h. spielen, und uns als Kinder empfinden sollten.

All solcher Zwang hindert und fördert aber wenig. Gegen die Nähereien für die Puppen hatte ich kein Widerstreben, denn es kam dabei doch Etwas zu Stande, woran wir als an einem Selbstgemachten wirklich Freude hatten; aber mit dem Spielen war es vorbei, und selbst jenes Erfinden von Geschichten, in die wir uns einlebten und in denen wir abwechselnd die Handelnden machten, hielt nicht lange vor. Wir wurden es bald müde unsere auswärtigen Onkel und Tanten vorzustellen und uns von Dingen zu unterhalten, die uns im Grunde

gleichgültig waren und über die wir uns doch immer erst verständigen mußten, wenn nur so viel gesunder Menschenverstand hineinkommen sollte, als wir selber hatten. Wir kehrten, und das ist gewiß das Gesundeste, immer bald wieder zu uns selbst zurück, und brachten die nächsten Jahre hin, ohne selbst recht zu wissen wie. Die Zeit von meinem neunten bis zu meinem eilften Jahre ist auch diejenige, von der ich die geringsten Erinnerungen habe.

Nur meine ersten bewußten Freuden an gewissen Natureindrücken fallen in den Zeitraum. Sie bezogen sich jedoch meist nur auf ein Wohlgefallen an dem Wechsel der Jahreszeiten, und so wenig sind Kinder im Ganzen der Abstraktion fähig, daß mir niemals einfiel, ich hätte Freude an der Natur, oder ich freute mich auf den Frühling oder auf den Winter. Die Jahreszeiten und die angenehmen Empfindungen, welche sie mir erregten, verkörperten sich mir, wie einem Wilden, in gewissen Vorgängen, welche mit den Jahreszeiten zusammenhingen. Ich meinte mich auf die Schlittbahn, auf den ersten Fischfang, auf die Kornblumen oder auf die Aepfelkähne zu freuen, während alle diese Dinge mir nur Zeichen für die Natureindrücke waren, mit denen sie zusammenhingen.

Bei uns in Preußen, wo der Winter so lang und so furchtbar kalt ist, daß man den nach der Schule gehenden Kindern wohl die Weisung giebt, von Zeit zu Zeit Nase und Ohren anzufassen, um sich zu überzeugen daß sie nicht erfroren sind, und wo es vorkommt, daß man einem Vorübergehenden zuruft, es sei ihm ein Glied erfroren, — bei uns ist der Beginn des Frühlings noch viel wohlthuender als in einem südlichen Klima. In unsern strengen Wintern hört der Wechsel von winterlichen und herbstlichen Tagen vollkommen auf. Wenn die helle Kälte einmal eingetreten, wenn der Pregel und das Haff einmal zugefroren sind, so bleibt es Winter durch Monate und Monate. Alle Flüsse und alle Seen, ja das frische und das kuhrische Haff werden zu Bahnen für den schnellsten Landverkehr. Von allen Theilen der Provinz kommen die kleinen ein- oder zweispännigen Schlitten mit Getreide und andern Landesprodukten beladen, auf den Markt, daß die engen Straßen vor Zufuhr schwer zu passiren sind. Auf jedem Schlitten sitzt, in seinen Schaafpelz eingemummt, die Pelzmütze oder die litthauische blaue Tuchkappe auf dem Kopf, welche Nacken, Brust und Gesicht bedeckt und nur die Augen frei läßt, der kutschierende Bauer oder Knecht. Masuren, Litthauer und Kuhren welschen ihre

Dialekte auf den Märkten durcheinander, und die polnischen Juden, in ihren schwarzen Kaftanartigen Pelzen mit den spitzen pelzverbrämten, noch ganz assyrischen Sammetmützen und den assyrisch gedrehten Locken an den Schläfen, tragen dazu bei, das winterliche Bild zu vollenden. Alles eilt in den Straßen, daß der rauchende Athem hinter ihm herfliegt; aus allen Schornsteinen steigen Rauchsäulen in die Höhe, die ganze Stadt wird zur Schlittbahn. Wer es ermöglichen kann, fährt im offenen Schlitten spazieren. Den ganzen Tag knallen die Schlittenpeitschen der Studenten durch die Straßen, die Mehrzahl der Wagen, die Posten selbst, werden auf Schlitten gesetzt. Man friert furchtbar in den Straßen, aber man will doch zum Vergnügen draußen sein, und die Nothwendigkeit sich zu erwärmen, macht die Menschen beweglich und munter. Hier steht ein Arbeiter, der gewaltsam die Arme über die Brust zusammenschlägt, dort springt ein Eckensteher von einem Beine auf das andre, weiterhin kauern sich Holzarbeiter um ein warmes Essen zusammen. Ueberall wird Holz und Brennmaterial gefahren, überall sind die Fenster dick befroren. Der Schnee liegt fest wie ein Parket auf dem Boden, Wochen hindurch, Monate hindurch; das Eis wird ein Paar Fuß dick auf dem Pregel.

Schwere Frachtwagen fahren zwischen den Schlittschuh-läufern und Spaziergängern auf dem Eise. Der Luxus an Schlitten und Pelzen gewährt einen lustigen Anblick. Und dazu ist der Himmel von einer unwandelbaren Klarheit, die Sonne funkelt auf dem weißen Schnee, die Sterne flimmern in den Nächten auf ihrem schwarzen Grunde. Man hört es aus den Zimmern, wie die Räder der Wagen schneidend schleifen auf dem Boden der Straße, alle Schlitten klingeln — es ist Winter! Es ist Winter in einer Weise, die zu ertragen ich jetzt für ein Unglück halten würde, die mir damals aber schön erschien, denn wir Kinder litten nicht sehr davon. Wir waren ziemlich abgehärtet. Auf den kalten Fluren und Treppen, in den kalten Küchen und Kammern hatten wir nicht viel zu suchen, und für die Straße weiß man sich bei uns in Preußen wohl zu versehen. Pelze, gesteppte und mit Pelz besetzte Kappen, Filzschuhe und Pelzkragen hielten uns warm, und das Gefühl bei der Heimkehr von der Nachmittagsschule, aus dem Dunkel der Straße in das Licht der heimischen Wohnstube, aus der Eiseskälte in das warme Zimmer zu treten und den für die ganze Familie gedeckten Kaffeetisch auf sich warten zu finden, war gar zu köstlich.

Hatte das dann bis in den März und April hin

gedauert, kam der heftige Thauwind, daß das Eis auf den Flüssen sich löste und auf den Straßen zerschmolz, so begannen als Frühlingsboten das Schauffeln des Schnees von den Dächern, das auch im Winter oftmals besorgt werden mußte um die Last nicht zu groß werden zu lassen, und das Aufeisen der Straßen, dem zuzusehen ich stundenlang, am Fenster stehend, nicht müde werden konnte. Endlich nach vielen Monaten hörte man wieder die Räder auf dem Steinpflaster rollen. Die gewohnte Winterpromenade auf dem gefrornen Pregel war vorüber, man fing wieder an gegen Abend am Bollwerk, das heißt am Kai des Hafens spazieren zu gehen. Dann kam ein milderer Wind, das Eis setzte sich in Bewegung, am letzten Ende des Bollwerks warfen die Fischer ihre Netze zum Stintfang aus, und um die Fischer her, deren hohe Lederstiefel von Wasser trieften, deren Hände roth geschwollen von dem kalten Wasser waren, zappelten und glitzerten Millionen der kleinen silbernen Fischchen in den Böten, und nicht lange währte es, so setzten im Philosophendamm sich die Wassermühlen in Bewegung, um die Wiesen zu entwässern.

Nun war es Frühling! In den Gärten der Gemüsezüchter begann das Graben. Ich roch den unver-

gleichlich erquickenden Duft der frischen Erdscholle, ich sah die Regenwürmer ihre langen röthlich braunen Leiber darin langsam bewegen. Die grauen pelzigen Palmen erschienen, an den Weiden wuchsen wieder die gelben Schäfchen, unsere Pappeln im Garten bekamen harzduftige Knospen, und die Schneeglöckchen drängten sich aus der Erde hervor. Nun war es Frühling!

Wir konnten wieder nach einem bestimmten Platze am Wall hin gehen, auf welchem Vogelkräuter und Mandelblümchen wuchsen, und je älter wir wurden, je mehr wurden wir in der Umgegend der Stadt heimisch. Was zu Fuß erreicht werden konnte, die Hufen, die neue Bleiche, der Sprind, Böttchershöfchen, die Rose am Pregel gelegen, und die Dörfer vor den Thoren, nach denen man mit den billigen Stellwagen gelangen konnte, wurden oft besucht. Man hätte auch Schöneres erreichen können, aber meines Vaters Geschäfte ließen ihm nur die spätern Abendstunden frei, meine Mutter war für weite Wege nicht stark genug. Wir waren in der Kindheit und in der ersten Jugend also schlechte Fußgänger geblieben, und Wagen für größere Ausflüge zu nehmen, hatten wir kein Geld. Aber einen Genuß bot der Sommer uns dar, den wir über alle andern schätzten: man konnte auf dem Schloßteich, auf dem

Pregel, man konnte auf dem Wasser fahren. Wenn ich einmal auf dem Wasser gefahren war, wenn ich einmal einen Kornblumenkranz von selbstgepflückten Blumen auf dem Hut getragen, und Rosen von einer Mitschülerin geschenkt bekommen hatte, deren Eltern einen großen Garten besaßen, dann war es Sommer! und in der größten Hitze in die Schule zu gehen, war mir ein Vergnügen, weil mir das die sommerliche Empfindung steigerte. Irgend eines Gefühls, das man ein poetisches oder lyrisches hätte nennen können, irgend einer Empfindung oder eines Gedankens, der von den Dingen selbst absah, bin ich mir nicht bewußt. Es freute mich das Grün der Bäume, es freuten mich die Blumen, das Singen der Vögel, die Wölkchen am Himmel, die Strahlen des Mondes in dem Wasser. Ich liebte die Stille der Nacht, wenn ich einmal dazu gelangte, spät zu wachen, und die in Ostpreußen lange dauernde Helle der Sommernächte zu gewahren. Aber es fiel mir dabei nicht ein an die Natur zu denken und daß sie schön sei, oder gar an Gott, der sie geschaffen haben sollte. Mein Genuß war ohne alle Reflexion, das heißt rein sinnlich, und ich glaube grade darum prägte sich mir Alles so fest und deutlich ein, daß ich im Stande bin, mir in jedem Augenblicke alle jene Zustände und Luft-

töne, ja ich kann sagen den Duft der Jahreszeiten deutlich in das Gedächtniß zu rufen.

Im Herbste, der bei uns in Preußen damals auch in den Haushaltungen noch Anlaß zu wirklichem Einherbsten gab, waren die klaren Morgen mit ihrer frischen, scharfen Luft mir eine wahre Wonne. Mit meinem großen Büchersack in die Schule zu gehen, wenn die Marktwagen in die Stadt fuhren, war mir eine Lust. Der Duft der grünen Aepfel von den Wagen, das Schnattern der Gänse, von denen man ebenfalls ganze Leiterwagen voll zum Verkaufe brachte, der starke Geruch der Küchenkräuter, die man zum Einkellern in die verschiedenen Häuser fuhr, das Alles mahnte mich an die Traulichkeit des Winters, an des Vaters Geburtstag, der im November war, an das kommende Weihnachtsfest, und heute noch ruft mir der Geruch frischer Gemüse regelmäßig jene Herbstmorgen zurück, in denen ich die Vorstadt entlang zur Schule wanderte; denn der Geruch ist der stärkste Vermittler der Erinnerung.

Elftes Kapitel.

Nur zwei Jahre blieben wir in der Vorstadt wohnen. Mein Vater hatte ein neues Geschäft, einen Weinhandel unternommen, und da er seine Lager zum großen Theil in der Kneiphöfischen Langgasse, und der von ihr nach dem Kai herabführenden Kaistraße hatte, in der auch sein Comptoir sich befand, wurde unsere Uebersiedlung nach dem Kneiphof für ihn wünschenswerth.

Solche Betrübniß wie wir beim Verlassen des alten Hauses in der Brodbänkenstraße empfunden hatten, fühlte jetzt Keiner von uns, obschon wir den Garten und den Hof verloren. Aber wir kamen wieder in meines Vaters unmittelbare Nähe, er konnte wieder mehr bei uns sein, und da wir ein Haus am Kai bezogen, entschädigte uns die Aussicht auf den Pregel und auf die Schiffe für den Garten und den Hof.

Ich war in den zwei Jahren ein wahrer Lesewolf geworden, und was meine Mutter auch that, mich von

der überwiegenden Neigung zum Lernen, und von der Unlust an jeder häuslichen Arbeit, ja von jeder Arbeit, die nicht geistig war, zu heilen, es schlug Alles fehl. Meine Mutter war darüber sehr betrübt; sie fühlte sich persönlich davon gekränkt. Zu Allem, was sie trieb, was ich mit ihr treiben sollte, mußte ich mit Strenge angehalten werden; zu Allem was der Vater in seinen wenigen freien Stunden mit mir vornahm, war ich aufgelegt und fröhlich. Ich fühlte das selbst, ich war sogar sehr unglücklich, wenn die Mutter immer über mich klagte, ich quälte mich auch mit guten Vorsätzen, aber es blieb immer der alte Vorwurf, daß ich finster und mürrisch sei wenn ich Etwas zu leisten hätte, daß ich Alles nur mit halbem Sinne und mit halben Händen thue, und wie die Mutter sonst meine Neigung zum Lernen angefeuert hatte, so zwang der Vater mich jetzt zu bestimmten Verrichtungen im Haushalt, die ich Alle nur mit innerm Widerstreben besorgte, weil ich einsah, daß sie im Grunde die Haushälterin eben so gut ausführen konnte, und daß man sie mich nur machen ließ, eben weil ich sie ungern und schlecht verrichtete. Wenig Tage vergingen, an denen mir die Mutter nicht vorhielt, daß Nichts widerwärtiger und unbrauchbarer sei, als ein gelehrtes unpraktisches Frauenzimmer, und daß

ich alle Aussicht hätte, ein solches zu werden; wenig Wochen, in denen der Vater mich nicht daran erinnerte, daß wir unvermögend wären, daß die Haushälterin so bald als möglich abgeschafft, und ich der Mutter, deren Gesundheit sehr schwankend war, eine Hilfe werden müßte. Ich konnte dann Nichts thun, als weinend versichern, daß ich das auch Alles einmal sehr gerne erfüllen wollte, wenn man es mich allein und ordentlich machen lassen würde, aber so nachzulaufen, das sei mir unausstehlich, und dafür könne ich doch etwas Andres und Bessres thun.

Im Grunde war ich dabei vollkommen in meinem Rechte. Kinder fühlen es sehr leicht heraus, ob das, was man ihnen aufträgt, etwas Zweckmäßiges und Nothwendiges ist, und dies besorgen sie in der Regel, weil es ihnen ein Gefühl von Wichtigkeit giebt, mit großem Vergnügen. Sie haben einen ganz bestimmten Trieb zum Helfen. Aber gegen die Verrichtungen, welche man ihnen nur als Uebung auferlegt, hegen sie eine ebenso bestimmte Unlust, und das erkannten die Eltern nicht. Hätte man mir z. B. aufgegeben, meine jüngeren Geschwister anzuziehen, oder sonst für sie zu sorgen, so hätte mir das Vergnügen gemacht. Aber durch die Stuben zu gehen und nachzusehen, ob irgend Etwas liegen

geblieben sei, oder Nachmittags beim Kaffee den Zucker zu verschließen wenn die Haushälterin alles Uebrige forträumte, das machte mich verdrießlich an und für sich, und da die desfallsigen Klagen vor dem Vater immer von der Mutter ausgingen, machte es mich mismüthig gegen die Mutter, von der ich mir — ohne allen und jeden Grund — endlich einbildete, daß sie meinen ältesten Bruder und meine Schwester, welche durch den Tod der beiden Brüderchen lange die Jüngste geblieben war, viel lieber hätte als mich.

Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn der Vater mir manchmal bei meinen Vertheidigungen Recht gegeben hätte. Aber gegen den Tadel der Mutter, wie gegen den seinen, gab es keine Appellation, und da ich bei meinen Vertheidigungen immer sehr erschüttert und gerührt war, und leicht zu weinen anfing, was der Vater nicht leiden konnte, so endigten die Scenen in der Regel damit, daß die Ermahnung mit den Worten schloß: sieh einmal in dem Spiegel, wie häßlich ein mürrisches Frauenzimmer aussieht! Höre zu weinen auf, bitte die Mutter um Verzeihung, und nimm Dich zusammen! —

Der Vater küßte mich dann, ich ging auch um Vergebung bitten, ohne irgend überzeugt zu sein, daß

ich Unrecht gehabt, und nur der Vorsatz mir das Weinen abzugewöhnen, und mir womöglich neuen Tadel des Vaters zu ersparen, stand in mir fest. Der Tadel der Mutter war mir, weil er sich zu oft wiederholte, und bei ihrer Kränklichkeit auch heftiger wurde als die Sache es verdiente, allmählich gleichgültig geworden. Ich hielt die Mutter für ungerecht, und das um so mehr, weil mir in der Schule jetzt Niemand mehr den Vorwurf der Unordnung oder der Lässigkeit zu machen hatte.

Ich war, als wir wieder in die Stadt zurückzogen, eilf Jahre alt, und eben in die erste Klasse gekommen. Meine Mitschülerinnen befanden sich Alle zwischen dem dreizehnten und fünfzehnten Jahre, mein Selbstgefühl nährte sich daran, meine Zeugnisse, die ich von jenem Zeitpunkte ab noch besitze, erkannten mir musterhaften Fleiß, musterhafte Aufmerksamkeit und Ordnung zu, ich wußte auch, daß ich fleißig und ordentlich sei, und das machte mich gegen den häuslichen Tadel nur noch empfindlicher und reizbarer. Ich war glücklich bei meinen Lehrern, glücklich bei meinem Vater, nur bei der Mutter war ich es nicht, an der alle meine übrigen Geschwister mit der größten Liebe hingen, und die es auch mir an keiner Art von Liebe fehlen ließ. Es ist

das eines von den Räthseln, die sich in irgend einer Weise in den meisten Familien wieder finden. Ich kann es mit der größten Bestimmtheit sagen, daß es nie in meinem Leben eine Zeit gegeben hat, in welcher ich im innersten Herzen die Mutter nicht sehr geliebt hätte; aber ich war ihr, so sehr sie Alles was ich Gutes haben mochte anerkannte, ja überschätzte, nie so nach ihrem Sinne, wie ihre andern Kinder. Wir konnten uns nur in einzelnen Momenten recht aus dem tiefsten Wesen heraus zusammenfinden, und weil die Mutter darüber eine Art von Bewußsein hatte, nahm sie meine bisweilen überwallenden Zärtlichkeitsbezeugungen nicht immer mit dem herzlichen Entgegenkommen wie der Vater auf. Ich kniete z. B. überhaupt gern, und besonders gern vor den Eltern, wenn sie auf dem Sopha saßen und sprachen, ich küßte sie gern. Mein Vater ließ das Eine geschehen und erwiderte das Andre, meine Mutter hieß mich bisweilen aufstehen. Sie war im äußern Ausdruck ihrer Liebe nicht so warm als der Vater, und weniger geliebt, wie ich mich glaubte, trug das geringste Mißempfinden, das ich fühlte, dazu bei, mich einer Seits in mich selbst zurückzuweisen, und andrer Seits mich immer ausschließlicher an den Vater zu fesseln.

Mit allem was ich in der Schule trieb war ich ohnehin auf ihn gewiesen, und es war mir dort mit dem Eintritt in die erste Klasse in doppeltem Sinne ein neues Leben aufgegangen.

Wir hatten schon in der zweiten Klasse viel Geschichte gelernt, viel deutsche Aufsätze gemacht, und auch eine besondere Deklamirstunde gehabt. Die deutschen Aufsätze hatte ein Herr Motherby geleitet, ein höchst gebildeter Kaufmann, der wie mein Vater in der Krisis der Jahre zwanzig und einundzwanzig sein Vermögen verloren und sich, da er einer in Preußen ansässig gewordenen englischen Familie angehörte, zum Sprachlehrer für das Englische, Französische und Deutsche gemacht hatte. Sein Unterricht in den Sprachen selbst war vortrefflich, seine Behandlung der Stylübungen langweilig. Die Thema's, welche er uns gab, waren unfruchtbar, die Art in welcher sie in der Stunde durchgenommen wurden, noch unfruchtbarer, und weder für die Entwicklung der Gedanken, noch für die Kunst, sie gut auszudrücken, konnte uns durch Herrn Motherby irgend eine Förderung erwachsen. Wir liebten die deutschen Stunden nicht, dafür liebten wir die Geschichtsstunden und die Deklamationsstunden um so mehr, aber hier hatte die Liebe

für den Lehrer bei den ältern Mädchen einen großen Theil des Enthusiasmus zu vertreten, den die Klasse in seinen Stunden zeigte.

Herr Neumann war noch Student, und ein hübscher, blühender, blonder Mensch. Sein Verhalten gegen die Klasse war würdig und tadellos, er hätte sich nicht anders betragen können, wenn er zwanzig Jahre älter gewesen wäre. Aber er war von Natur freundlich, die Freundlichkeit stand ihm gut, die Klasse fand ihn bezaubernd, und ein Paar von den Großen — d. h. von denjenigen, welche damals die ersten Bänke einnahmen und zum Theil schon zum Confirmandenunterrichte gingen, waren gradezu in ihn verliebt. Sie schnitten aus den alten Heften seine handschriftlichen Censuren aus, um solche Schnitzel zum Andenken zu behalten; eine Blume, die er etwa im Knopfloch getragen und liegen lassen hatte, weil sie welk geworden, war eine Reliquie, um die man sich stritt, und wem es zufällig einmal begegnet war, in einer Gesellschaft mit Herrn Neumann zu tanzen, der erzählte das Quartal hindurch von dem Ereigniß, und war, wie ich glaube, im Grunde sehr verwundert, daß Herr Neumann ihm noch keine Liebeserklärung gemacht hatte. Hörte man ihn kommen, so hieß es hie und

da: ach da kommt der Engel! Ging er, so lief man an das Fenster, ihm nachzusehen, und der äußerst unschuldige Gegenstand aller dieser Backfisch-Zärtlichkeit hatte davon sicherlich keine Ahnung.

Ich war am Anfang sehr verwundert über das Gebahren, und da ich mit dem Worte sehr rasch bei der Hand war, hatte ich, als eine der Aeltesten und Begeistertsten mir, der Jüngsten, die unverdiente Ehre erzeigte, mich zur Vertrauten zu machen, spottend den Vers recitirt: „der Mond, der wandelt ruhig fort, und läßt die Möpse bellen!“ — Das Zutrauen der Liebenden und ihre gute Meinung hatte ich damit ein für alle mal verscherzt; aber die Luft in einer Schulklasse ist ansteckend, und bald fand ich so gut wie die Andern, daß Herr Neumann „einzig“ sei, wenn schon ich keine eigentliche Herzenszärtlichkeit für ihn hegte. Das Beste an der Sache war, daß wir sehr fleigig arbeiteten um ihm zu gefallen, daß wir die längsten Gedichte auswendig lernten, und daß er also alle Ursache hatte, mit uns ebenso zufrieden zu sein, wie wir mit ihm.

Plötzlich verbreitete sich die Nachricht, Herr Neumann werde abgehen, um seine Examina zu machen, auch Herr Motherby werde seine Stunden bei uns

aufgeben, und wir würden für Geschichte und für alles, was mit der deutschen Sprache zusammenhing, einen neuen Lehrer bekommen.

Der Schrecken war groß. Die Ueberzeugung, daß für Herrn Neumann kein Ersatz zu finden, und daß sein Nachfolger höchst widerwärtig sein werde, stand in uns Allen unumstößlich fest, und nachdem Herr Neumann von der gerührten Klasse Abschied genommen hatte, sahen wir im Voraus mit erhabener Geringschätzung auf jeden Mann herab, der die Kühnheit haben wollte, den geliebten Lehrer zu ersetzen.

Endlich an einem Dienstage um elf Uhr, zur Zeit der Deklamationsstunde, öffnete sich die Thüre, Herr Ulrich trat herein, hinter ihm ein kleiner Mann von etwa sechs und zwanzig Jahren, in einem grünen Rock, er selbst von unscheinbarem Aeußern. Das war Friedrich von Tippelskirch, ein Kandidat der Theologie. Und der wollte uns Herrn Neumann ersetzen!

Ein Blick empörten Einverständnisses flog von einem Auge zu dem andern. Wir fanden ihn häßlich, unserer unwürdig, das Gemeingefühl erklärte sich gegen ihn, und es war uns höchst gleichgültig, als Herr Ulrich uns ermahnte, in unserm bisherigen Fleiße auch bei dem neuen Lehrer fortzufahren, und Herr von Tippels-

kirch uns mit einer Stimme, die lange nicht so wohlklingend war, als die seines Vorgängers, versicherte, daß er von unserm guten Willen ebenso überzeugt sei, als wir es von dem seinigen sein dürften.

Als Herr Ulrich die Klasse verlassen hatte, sollte die erste Schülerin Rechenschaft geben über das, was wir bisher getrieben hätten. Es kam aber Alles verkehrt heraus. Herr von Tippelskirch ließ das also auf sich beruhen, nahm ein Buch hervor, und sagte, daß er uns Etwas vorlesen werde. Es waren Göthe's Gedichte. Er wählte Johanna Sebus. Kaum aber hatte er mit seiner dumpfen Stimme und einem uns ungewöhnlichen Pathos, die ersten Worte: Der Damm zerreißt, das Meer erbraust, die Fluthen schäumen, der Sturmwind saust! — ausgesprochen, als die ganze Klasse in ein lautes Lachen ausbrach, und übermüthig und spöttisch wie solche Mädchenschaar es ist, dies Lachen geflissentlich steigerte. Ohne eine Miene zu verziehen, legte Herr von Tippelskirch das Buch aus der Hand, sah uns ruhig an, und sagte: ich werde warten, bis Sie fertig sind! —

Das kam uns überraschend, das war etwas Andres als die Heftigkeit und der Zorn des Direktors, etwas Andres als die zutrauensvolle Freundlichkeit des abge-

gangenen Lehrers. Wir waren erschrocken, Alles wurde augenblicklich still, Herr von Tippelskirch las die selben Verse ganz in derselben Weise noch einmal, es lachte Niemand mehr, und er hatte seine Herrschaft festgestellt, wenn die Mehrzahl sie auch noch mit Widerstreben trug.

Als er fortging war Alles in Aufruhr. Die Einen fanden ihn grundhäßlich, die Andern lächerlich, die Dritten so unhöflich, daß man sich es nicht gefallen lassen dürfe und ihm durch Trotz bessere Sitte beibringen müsse. Es waren aber auch einige Mädchen da, auf welche er einen großen Eindruck durch seine ruhige Entschlossenheit gemacht hatte, und zu diesen gehörte ich.

Er hatte in der Stunde das Gedicht durchgenommen und erklärt, wie ich bis dahin noch Nichts erklären gehört hatte. Das Gedicht, welches ich lange vorher auswendig gelernt, schien mir ein ganz andres geworden zu sein. Verwunderung, Neugier und ein unbewußtes Gefühl von Verehrung machten mich auf den Fortgang dieses Unterrichts begierig, und dieser hielt weit mehr als ich zu erwarten verstanden hätte.

Es kam mit Herrn von Tippelskirch ein anderer, ein höherer Sinn in unsern Unterricht. Bisher hatten wir gelernt, um „tüchtig zu werden und unsern Verstand auszubilden“ wie Herr Ulrich es nannte, oder

wir hatten auch ohne allen Nebengedanken gelernt, weil wir eben in die Schule gingen und unsere Aufgaben machen mußten. Der neue Lehrer wies uns ein höheres Ziel, und ich werde es nie vergessen, wie zum ersten male die Worte an mein Ohr klangen: daß es die Aufgabe des Menschen sei, beständig ein sittliches Ideal vor Augen zu haben, und diesem nachzustreben mit allem Thun und Denken. Es fiel wie eine Offenbarung in mein Leben.

Was Herr von Tippelskirch für meine Mitschülerinnen gewesen ist, weiß ich nicht zu sagen. Ueber mich gewann er in kürzester Zeit eine unbedingte Herrschaft, und ich hatte in seine Worte und in sein Wesen ein felsenfestes Vertrauen, weil ich tagtäglich den guten Einfluß fühlte, den er auf mich übte. Ihm, seiner ruhigen Milde, seinem sanft aufklärenden Worte, seinem Eingehen in unsere Eigenheiten, verdanke ich persönlich mehr, als allen meinen andern Lehrern zusammen. Er brachte mich zu der Einsicht, daß das bloße Wissen unfruchtbar sei, daß alles Lernen Nichts nütze, wenn es nur dem Kopfe zu Gute käme, und daß es der Güte und der Liebe bedürfe, um für sich und Andre ersprießlich zu machen, was man geistig erwerbe.

Es war überhaupt mit unserer Schule eine Wand-

lung vorgegangen. Noch als ich in der zweiten Klasse saß, waren die Knabenschule und die Mädchenschule getrennt und in verschiedene Gebäude verlegt worden. Mit der Knabenschule verband sich jetzt ein Pensionat, Madame Ulrich war also häuslich mehr beschäftigt, hatte den Unterricht in den Mädchenklassen fast ganz aufgeben müssen, und da auch Mademoiselle Aune ausgetreten war, so hatten einige neue Lehrerinnen ihre Stellen ersetzt. Es waren ein Fräulein von Derschau und eine Mademoiselle Kohlhoff, beide, eben so wie Herr von Tippelskirch, Anhänger des Prediger Ebel, der schon seit langen Jahren den Religionsunterricht in der Schule ertheilte — derselbe Ebel, der später, wie ich schon erwähnte, in dem Prozeß gegen die Mucker eine so traurige Berühmtheit erlangt hat.

Schon damals war man auf das Wesen der Ebelianer, auf ihre große Kirchlichkeit, auf die fast herrenhuthische Einfachheit mit welcher die Frauen sich kleideten, auf ihr festes Zusammenhalten, auf ihre Betstunden, auf ihre weitreichende Armenpflege aufmerksam geworden. Man nannte sie Pietisten, man nannte sie auch damals schon Mucker, und ich erinnere mich, daß es auffiel, wie unsere Schule mehr und mehr mit Lehrern besetzt wurde, welche Ebelianer waren. Man hatte

aber zu Ulrichs gesunder Vernunft großes Zutrauen, die Eltern der Schüler kannten auch Ebels Wirksamkeit an der Schule als eine durchaus vortreffliche, und wir Alle konnten keine bessern Lehrer und Lehrerinnen wünschen, als er und seine Anhänger uns waren.

Ich selbst hatte etwa von meinem achten Jahre ab den Religionsunterricht bei Ebel gehabt, und liebte ihn persönlich von ganzem Herzen. Eben als ich in seine Klasse kam, hatte er eine mir gleichaltrige Tochter verloren, und wie die Andern mir sagten, mich um deshalb noch herzlicher als gewöhnlich aufgenommen. Er war ein ziemlich großer, schlanker Mann, mit einem sehr edeln und ernsten Gesichte. Seine großen dunkeln Augen, seine bleiche Farbe und ein glänzend schwarzes Haar, das er gescheitelt und etwas länger als sonst üblich trug, gaben ihm einen besondern Ausdruck. Er hatte feine Hände, und wenn er diese gefaltet hatte und seine Augen zum Gebet erhob, sah er wirklich wie ein Apostel aus. Seine Stimme war ergreifend, sein Vortrag von großer Kraft! Man hatte immer den Glauben, daß er aus tiefstem Herzen spreche, und ich bin auch jetzt noch überzeugt, daß dieses sein Fall war.

Gleich in einer der ersten Stunden, welche wir bei ihm hatten, kam es zwischen mir und ihm zu einer

wunderlichen Erörterung. Wir hatten bis dahin bei Madame Ulrich die Biblischen Geschichten von Kohlrausch gelesen. Ebel trug uns dieselben frei und mündlich vor, und sei es nun daß diese mir neue Weise, mir für Unterbrechungen geeignet, oder gar wie eine Art von Unterhaltung scheinen mochte, — genug, als Ebel uns die Geschichte von der Schlange erzählte, sagte ich mitten in der Stille der Stunde ganz laut: das glaube ich nicht, Schlangen können nicht sprechen!

Ebel sah mich an und fragte, wer mir das gesagt habe? Ich versetzte, das hätte mir Niemand gesagt, das wisse ich von selbst, kein Thier könne sprechen. — Gewiß nicht! bedeutete Ebel, wenn Gott es ihm nicht giebt! —

Ich verstummte. Das war auch gewiß Alles, was Ebel in dem Augenblicke beabsichtigt hatte, aber meine Zweifel waren nicht beschwichtigt, und an irgend ein Wunder geglaubt zu haben, kann ich mich überhaupt nicht erinnern.

Mein Unglaube hatte übrigens meine Neigung für Ebel, und ich denke auch seinen Antheil für mich, nicht vermindert. Er war immer gut und freundlich zu uns Allen. Sein Unterricht war durchaus einfach, ohne alle Ueberspannung, seine Morallehren völlig unserm Ver-

ständniß angemessen. Er muthete uns keine Art von Selbstverläugnung zu die über unserm Alter lag, er nahm uns nicht, wie man es ihm nachgesagt hat, die Freude und die Lust an den Außendingen, und die Art und Weise, in welcher er uns später die Geschichte Christi und namentlich die Passionsgeschichte erzählte, schwebt mir als ein Meisterwerk feuriger, lebengebender Beredsamkeit vor. Er machte, daß wir an Allem mit dem Herzen Theil nahmen, daß wir ein menschliches Mitgefühl mit den Personen der christlichen Geschichte empfanden, daß die Geburt des Christkindes uns freute, daß wir den liebevollen Jesus liebten, daß sein Tod uns schmerzte, wie wenn es einen Mitlebenden gegolten hätte, und erst als wir, ich möchte sagen, menschlich Eins geworden waren mit Jesus, hob er ihn aus dem Bereich, in welchem wir ihn hatten erfassen können, zu einer höhern Sphäre, zum Gottmenschen und Gottessohn empor, unsere menschliche Liebe in anbetende Verehrung umgestaltend. Es war das der Weg, den die Menschheit selbst in ihrem Verhältniß zu dem Gekreuzigten genommen hatte, und grade darum war er so wirksam. In wie weit Ebel dabei seinem Instinkte oder einer Berechnung folgte, das war für uns völlig gleichgültig.

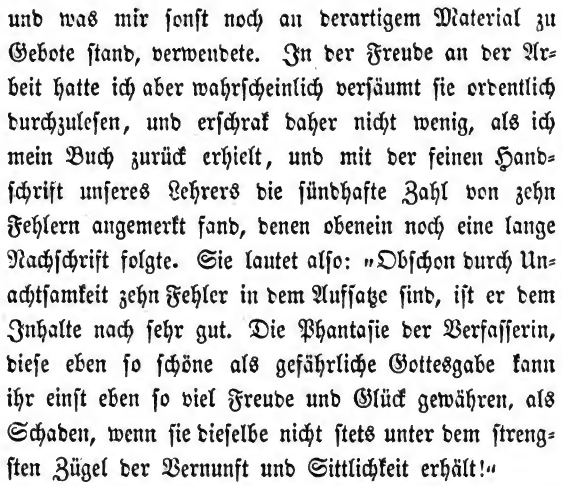
Mit dem Auswendiglernen von Geboten, Glaubenssätzen und Liedern hielt er es auch sehr vernünftig. Wir lernten die Erstern nur, weil das nothwendig war, aber die Erklärungen waren edel und förderlich, und von Gesängen lernten wir Nichts als die wirklich schönen: die Lieder von Gerhard, von Flemming, von Luther und die ihnen ähnlichen: Lieder an deren Versen ich noch oft eine Freude habe, so weit meine jetzige Ueberzeugung auch von dem Standpunkte abliegt, auf welchem jene frommen Dichter sich befanden. Mit einem Worte: Ebels Wirksamkeit an der Schule war eine höchst liebevolle, höchst förderliche und ganz ungetrübte. Und dies Zeugniß werden ohne alle Frage meine sämmtlichen Mitschülerinnen nicht nur ihm, sondern allen seinen Anhängern, so viel ihrer unter uns thätig waren, eben so dankbar geben als ich.

Was nun Herrn von Tippelskirch anbetraf, so hatte er nicht das fortreißende Feuer von Ebel, aber dafür, wenigstens nach meinem Empfinden, eine noch überzeugendere Ruhe und eine Liebe für alles Gute und poetisch Schöne, die mich fest zu ihm hinzog. Alle seine Aufgaben nöthigten uns zum Nachdenken, aber es war nicht unser Scharfsinn, den er in Bewegung setzte, sondern unser Gemüth. Bald erklärten wir einen sinn-

vollen Schillerschen oder Götheschen Spruch, bald schrieben wir Herdersche Paramythien auf, die er uns vorgelesen hatte, bald übertrugen wir Gedichte, die er genau ihrer Bedeutung nach mit uns durchgenommen hatte, in Prosa, und machten unsere eignen Bemerkungen dazu, und hie und da geschah es auch wohl, daß er uns aus dichterischen Reisewerken vorlas, die wir dann in Briefform oder in Form eines Berichtes wiederzugeben hatten.

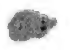
Mir wurden diese Aufsätze zum größten Genusse. Ein Theil meines geringen Taschengeldes ging darauf hin, das schönste Papier und die feinsten Deckel für meine Hefte zu beschaffen, und ich wüßte nicht, daß ich in der Zeit irgend eine liebere Beschäftigung gekannt hätte, als deutsche Aufsätze zu schreiben.

Ich war Etwas über zwölf Jahre alt, als Herr von Tippelskirch uns einmal die Schilderung einer Besteigung des Aetna und einen Sonnenaufgang auf demselben vorlas, die wir nacherzählen sollten. Ich machte mich, weil die Beschreibung mir sehr gefallen hatte, mit Eifer an die Arbeit, und da ich die Fähigkeit gewonnen hatte, solche Aufsätze gleich in der Reinschrift anzufertigen, brachte ich zwölf oder vierzehn Seiten zusammen, in denen ich allerlei Eignes dem Gehörten beimischte, und viel Sternenlicht und Morgenroth und Alpenblumen,



und was mir sonst noch an derartigem Material zu Gebote stand, verwendete. In der Freude an der Arbeit hatte ich aber wahrscheinlich versäumt sie ordentlich durchzulesen, und erschrak daher nicht wenig, als ich mein Buch zurück erhielt, und mit der feinen Handschrift unseres Lehrers die sündhafte Zahl von zehn Fehlern angemerkt fand, denen obenein noch eine lange Nachschrift folgte. Sie lautet also: „Obschon durch Unachtsamkeit zehn Fehler in dem Aufsatze sind, ist er dem Inhalte nach sehr gut. Die Phantasie der Verfasserin, diese eben so schöne als gefährliche Gottesgabe kann ihr einst eben so viel Freude und Glück gewähren, als Schaden, wenn sie dieselbe nicht stets unter dem strengsten Zügel der Vernunft und Sittlichkeit erhält!“

Herr von Tippelskirch sprach kein Wort über diese Nachschrift, sondern tadelte mich nur über die Schreibfehler, mir jedoch lag die Censur den ganzen Morgen fortwährend im Sinne. In der Klasse machten sie Witze über das Prädikat „die Verfasserin“ das sonst nicht gebräuchlich bei den Unterschriften war, und ich hatte eine Mißempfindung darüber, daß mein guter Aufsatz mir eigentlich Nichts eingetragen hatte, als eine Ermahnung, zu der irgend welchen Anlaß gegeben zu haben, ich mir nicht bewußt war. Was hatte ich



denn verbrochen, daß ich besonders zur Vernunft und Sittlichkeit ermahnt werden mußte? Was sollte der Vater von der Unterschrift denken, dem ich meine Censuren regelmäßig vorzulegen hatte?

Der Vater machte jedoch gar keine Bemerkung darüber, und die Sache ging im Augenblicke vorbei. Aber im Innern beschäftigte mich doch die Frage, was es mit meiner Phantasie wohl auf sich haben möge, und ob ich, da die Aufsätze mir so gut gelangen, nicht auch Gedichte machen könnte? Es kam jedoch, weil wir weit mehr als billig und gesund mit Arbeit überhäuft waren, zu poetischen Versuchen niemals. Wir hatten buchstäblich an den Schultagen keine Zeit dazu, denn wir waren häufig genöthigt, auch noch eine Stunde nach dem Abendessen an die Beendigung unserer Aufgaben zu wenden, und die einzigen Verse, welche ich in meiner Kindheit gemacht habe, wurden in den Zwischenstunden auf ein Blättchen des Diariums geschrieben. Sie galten der Freude über Umschlagetücher von Bourre de soie, welche meine liebste Freundin und ich erhalten hatten, und sie waren recht schlecht und kindisch.

Neben den Ansprüchen, welche die Schule an uns machte, wurden im Hause die Anforderungen an mich ebenfalls größer, und die ganze Erziehung ernster und

strenger. Es waren nach dem Tode unserer Brüderchen, während wir in der Vorstadt wohnten, zu mir und meiner Schwester Clara noch zwei Mädchen hinzugekommen, eine fünfte Tochter wurde den Eltern geboren, bald nachdem wir an den Kai gezogen waren, und obschon meines Vaters Geschäfte wieder aufwärts gingen, waren seine Sorgen und die Arbeit und Mühe meiner Mutter bei einer Familie von sieben Kindern, bei einem Haushalt, der durch die im Hause lebenden Commis noch beschwerlicher wurde, doch übermäßig groß. Meiner Mutter Gesundheit hatte durch ihre Wochenbetten, durch Sorgen und Beunruhigungen sehr gelitten; sie sollte sich schonen, der Vater ermahnte dazu und that für sie was er konnte; aber bei einer solchen Kinderschaar ist für eine gewissenhafte Mutter an Rast und Pflege nicht viel zu denken, am wenigsten, wenn sie gezwungen ist auf jede Weise zu sparen, und wenn dem Hause und der Familie daneben das Nothwendige gewährt, und der Anstrich der Wohlanständigkeit erhalten werden soll.

Was meine Mutter in diesen Jahren geleistet hat, war bewundernswerth; was sie meinem Vater durch ihre Bereitwilligkeit zu jeder Einrichtung, durch ihre Zufriedenheit und Genügsamkeit gewesen ist, das kann

nur eine Frau mit einem sehr liebevollen Herzen sein, und es war dabei sehr in Rechnung zu bringen, daß sie im Reichthum erzogen, und daß Nahrungssorgen und Entbehrungen ihr in ihrer Jugend fremd gewesen waren.

Bald nachdem wir in die Stadt gezogen, hatte mein Vater neben dem Weinhandel, den er im Großen betrieb, es für zweckmäßig erachtet, in den Souterrains unseres Vorderhauses eine Weinstube zu eröffnen. Das Haus bestand nämlich aus zwei Gebäuden, dem in der Langgasse gelegenen Vorderhause, und dem Hinterhause am Kai, das wir bewohnten, die durch ein langes Zwischengebäude voll Kammern und Remisen verbunden waren. Während nun der Vater persönlich auch den Detailhandel in der Weinstube leitete, und den Fremden, wenn es sein mußte, den Wein selbst reichte, den sie bestellt hatten, übernahm meine Mutter es, tagtäglich die Bereitung der Speisen zu überwachen, die Köchin zu kontrolliren, täglich mehrmals die beiden Treppen hinunter und ein Ende über die Straße zu gehen, um Alles in der Küche der Weinstube in Ordnung zu halten, und nie — so beschwerlich es ihr sein mußte — habe ich ein Wort der Klage darüber von ihr gehört, nie auch nur die Aeußerung von ihr vernommen, daß

es ihr schwer oder mühvoll sei. Eben so tapfer trug mein Vater seine Sorgen.

Dreißig Jahre lang habe ich an seinem Tische mein Brod gehabt, nie ist ein Wort der Sorge während der Mahlzeiten, nie ein Wort von seinen Geschäften im Hause, über seine Lippen gekommen. Wenn er kalt und durchfroren aus seinen Speichern und Lägern nach Hause kam, klagte er nicht über die Kälte, die er gelitten, sondern pries die Wärme, welche ihn zu Hause erwartete. Wenn er müde und matt in der Sommerhitze heim kam, hatte er freundliche Worte über den Schatten in den Zimmern, und was dies Menschenpaar einander an Liebe und Erleichterung, an Theilnahme und Freude bereiten konnte, das haben sie einander ihr Leben lang redlich geleistet.

Wenn der Vater nach Hause kehrte, fuhr er sich mit einer schnellen Bewegung durch sein reiches, schon im dreißigsten Jahre ergrautes Haar und über die schöne Stirn, als wolle er nun Alles verscheuchen, was ihn drückte. Dann umarmte und küßte er jedesmal die Mutter und diejenigen von uns, die ihm zunächst waren, und dann setzte er sich nieder, sein Mahl zu verzehren. Wenn er kam, stand Alles schon bereit, er nahm alle Mahlzeiten mit uns gemeinsam ein. Für jede Mahlzeit,

selbst für den Imbiß, wurde, was auch im Hause zu thun sein mochte, der Tisch in aller Form gedeckt, und wenn das Tischzeug auch allmählich dünn und voller Ausbesserungen, das Geschirr auch geringer geworden war: in der alten formvollen Lebensweise wurde nicht das Geringste geändert, ja selbst die Möglichkeit Andern beizustehen und zu helfen, suchten und wußten die Eltern sich zu erhalten.

Es hatten von jeher ein Paar unbemittelte Bekannte des Hauses an bestimmten Tagen bei uns zu Mittag gegessen. Der Eine, ein alter, sehr braver Mann, war einst Commis bei meinem Großvater väterlicher Seits gewesen, und lebte nun als Junggeselle in einem bescheidenen Stübchen, von den Zinsen seines kleinen Vermögens. Er hieß Götting, war aus Altona gebürtig, und ein Muster wohlanständiger Dürftigkeit. Der Andere war ein Schlesier, ein jüdischer Student der Medicin, und Beide blieben unsere Gäste nach wie vor, wenn auch der Tisch nicht mehr so gut besetzt war, als früher. Ich selbst war damals ein sehr mageres und bleiches Kind, hatte oftmals Kopfweh, und der Onkel Doktor, statt zu rathen, daß man mich nicht so viel arbeiten lasse, hatte angeordnet, daß man mich mäßig ernähre, und daß ich weder Kaffee noch Bier

genießen solle. Ich hatte Beides ohnehin nie gemocht, die Verordnung war mir also nichts weniger als unangenehm; indeß dem alten Götting, der uns Kinder alle hatte geboren werden sehen, und der uns lieb hatte, fiel es auf. Er bot mir ein paar Mal aus seinem Glase zu trinken an, ich schlug es mit der Bemerkung aus, daß ich kein Bier bekommen solle, und er schwieg. An einem Nachmittage blieb er einmal länger da, als es seine Art war, und als der Vater schon wieder in das Comptoir gegangen und Herr Götting mit meiner Mutter allein war, kam er sehr verlegen an sie heran, küßte ihr die Hand, was er sonst nicht that, und sagte: Madame! wenn ich auch nicht darüber rede, ich sehe doch, daß Sie sich sehr einschränken. Aber entziehen Sie dem mageren Kinde das Bier nicht. Ich will lieber auf meinen Tisch verzichten, nur das Kind soll Nichts entbehren! — Ihm waren dabei die Augen voll Wasser, und der Mutter liefen die Thränen herunter, als sie ihm, gerührt von seiner Liebe für mich, betheuerte, daß nur des Arztes ausdrücklicher Befehl sie bewogen habe, mir alle erhitzenden Getränke zu entziehen; und der alte Mann gab sich damit denn auch zufrieden, und blieb Dienstags und Freitags unser Gast. Aber die Eltern haben ihm Beide den Zug nicht vergessen, haben

ihn mir Beide erzählt, und den alten Mann, als er krank und schwach wurde und es uns wieder wohl und gut ging, bis an sein Ende treu gepflegt. — Auch dem Studenten wußte die Mutter mit der größten Rücksicht auszuhelfen, indem sie ihm abgelegte Kleidungsstücke meines Vaters zurecht machen ließ, und während sie selbst sich viel versagte, während sie manches nicht schaffen konnte, was sie gern für uns gehabt hätte, war sie immer bereit und hilfreich, den beiden Schwestern meines Vaters, deren Männer in derselben Zeit wie er ihr Vermögen verloren und die ebenfalls große Familien hatten, beizuspringen und sie zu unterstützen, wie es irgend anging. Die Mutter war neidlos und selbstlos wie wenig Andere.

Obschon mir nun eigentlich Nichts fehlte, was ich zu vermissen verstanden hätte, wußte ich doch genau, daß wir unbemittelt waren, und der Vater hielt darauf, mich dies nicht vergessen zu lassen. Bei allem was ich lernte, schärfte er mir ein, daß ich fleißig zu sein habe, einmal, weil der Unterricht Geld koste, das ihm zu erwerben schwer falle, und zweitens, weil ich bald anfangen müsse, meine jüngern Geschwister zu unterrichten. Das galt namentlich von der Musik, zu der ich keine große Lust bezeigte.

Man hatte schon im siebenten Jahre mich darin zu unterrichten angefangen, und ich hatte Anfangs schnelle Fortschritte gemacht. Mein Lehrer, eben jener Herr Wiebe, dessen ich schon früher als eines entschiedenen Romantikers und eines sehr hübschen Menschen erwähnt, gab sich Mühe mit mir, und ich hatte ihn sehr lieb, ja ich war eigentlich verliebt in seine Schönheit, für die Kinder so überaus empfänglich sind. Er war schon brustleidend als mein Unterricht begann, und nach Jahr und Tag hatte das Uebel so sehr zugenommen, daß er oft Monate lang im Winter das Zimmer nicht verlassen konnte. Ich ging dann also zu ihm meine Stunden zu nehmen. Er wohnte auf dem Königsgarten in einem alten Hause, aber in einer sehr freundlichen Parterrewohnung, welche seine Mutter, die mit ihren schneeweißen Haaren noch eben so hübsch aussah als ihr Sohn, wie ein wahres Schmuckkästchen geordnet hatte und erhielt. Ueberall hingen Bilder, immer blühten Blumen an dem Fenster, immer duftete es nach Reseda, und selbst wenn es draußen regnete und stürmte, war es bei Madame Wiebe wie im Frühling.

Mein Vater gab mir, wenn ich in die Stunde ging, jedesmal die Marke für den Lehrer mit, und zugleich eilf Groschen, die ich in eine bestimmte Spar-

büchse thun mußte, aus welcher dann die Mutter am Ende des Monats die sechs Thaler für sechszehn Unterrichtsstunden zahlte. Es sollte mir das, wie gesagt, den Werth der Stunden einschärfen. Wie es aber geht, daß auch gescheute Kinder auf Dummheiten verfallen, und wie es mir mein Leben lang im Besondern ergangen ist, daß wenn ich einfältig war, es immer eine große Dummheit gab, so hatte sich in meinem Kopfe, als ich etwa zehn Jahre alt war, der Gedanke festgesetzt, meine blaue Marke sei eben so gut Geldeswerth wie etwa die Tresorscheine, welche damals im Umlauf waren. Da passirte es mir, daß ich eines Tages auf dem Weg zur Stunde meine Marke verlor. Ich befand mich auf dem Königsgarten, wußte, daß ich die Marke auf dem Prinzessinplatz noch in der Hand gehabt hatte, und fing nun an den Weg zurückzulegen, um das blaue Schnippschen Papier — um wie ich glaubte, die eilf Groschen zu suchen, welche zu erwerben dem Vater so schwer fiel. Während ich gegangen, war leichter Schnee vom Himmel gefallen und liegen geblieben, und ich wanderte nun immer hin und her, mit den Füßen den Schnee fortschiebend, um die Marke zu entdecken, wobei mir die Thränen reichlich aus den Augen rollten. Endlich war Herr Wiebe unruhig darüber geworden, daß ich

nicht zur Stunde kam, weil die Eltern in solchem Falle sonst regelmäßig absagen ließen. In der Besorgniß, daß ich auf dem Wege zu Schaden gekommen sein könne, hatte mir Madame Wiebe ihr Dienstmädchen entgegen geschickt, das mich denn mit sich nahm, und halb erfroren, aufgelöst in Thränen langte ich bei den guten Menschen an, ihnen schluchzend mein Unglück zu erzählen.

Anderthalb Jahre später, im Anfang des Frühjahres, starb der schöne, sanfte Mensch, und ich bekam in einem Herrn Thomas, der sich einen Eleven der englischen Musikschule nannte, und mich meist nur Sachen von Clementi und Field spielen ließ, einen neuen Lehrer. Er erklärte, mit dem hübschen, geschmackvollen Vortrag sei es gar Nichts, Gründlichkeit sei die Hauptsache. Mit Gefühl zu spielen, worauf Wiebe großen Werth gelegt, das erlerne jedes Frauenzimmer von selbst. Geläufigkeit hätte ich mehr als mir gut sei, aber nun solle ich den Ernst der Musik kennen lernen, und wenn ich dabei Jahr und Tag Geduld haben wollte, dann sollten wir erleben, was damit gewonnen sein würde.

Meinen Eltern, die von Musik Beide Nichts verstanden, machten seine Reden, die er mit einer gewissen Derbheit vorbrachte, einen Eindruck. Um also mit dem

Ernste gleich Ernst zu machen, wurde mir Clementi's „Einleitung in die Kunst das Klavier zu spielen" angeschafft, und ein ganz erbarmungsloses Tonleiter- und Etüdenspiel wurde nun plötzlich mein täglich Brod. Langweiligere Stunden als diesen Musikunterricht habe ich nie ausgestanden. Ich nahm meine Lektionen am Mittwoch und Sonnabend von drei bis vier Uhr. Dann hatten wir Beide Mittag gegessen, mein Lehrer und ich, ich war unlustig, mein Lehrer schläfrig, ich orgelte und dudelte gleichgültig meine Tonleitern und Etüden herunter, mein Lehrer nickte bisweilen dabei ein, und ermunterte sich dann plötzlich, um mit seinen dicken Fingern ein paar Mal über die Tasten hin und her zu fahren, und mir mit hervorgestoßenen Worten seinen Tadel auszusprechen. Ich dankte immer Gott wenn er seine Marke in der Tasche und ich meine Stunde beendigt hatte.

Schlimmer noch als die Stunden waren aber die Uebungen. Der Mangel an Einsicht macht wortgläubig. Mein Vater schwor daher unbedenklich zu des Lehrers Fahne, und ich durfte in der täglich festgesetzen Uebungsstunde jetzt auch absolut Nichts als meine Etüden spielen. Weil ich diese nun leicht auswendig behielt, kam ich auf den Ausweg, mir ein Buch auf das

Notenheft zu legen, und die ganze Stunde hindurch seelenvergnügt und nach Herzenslust zu lesen, während ich die Tonleitern und die Etüden abhaspelte. Kam Jemand in das Zimmer, so setzte ich mich auf das Buch, und ich habe dies Verfahren Jahre hindurch mit Beharrlichkeit durchgeführt, ohne daß man es gewahr worden wäre. Ja ich hatte es in diesem mechanischen Spiel zu solcher Sicherheit gebracht, daß ich später auch bei größern Musikstücken ruhig lesen konnte, wenn die Sachen mir erst einmal im Gedächtniß und in der Hand fest saßen. Welch ein sinnloses Spiel das gab, brauche ich nicht erst zu sagen.

Wie es dabei zuging, daß ich dennoch vorwärts kam, begreife ich nicht. Ich erlangte aber allmählich die Zufriedenheit meines Lehrers, er schenkte mir zur Erinnerung an meine Fortschritte eine Clementische Sonate, und wußte sich sehr viel mit seinem Unterricht, der mir immer lästig blieb, weil ich den Lehrer nicht mochte. Man sagte, er sei früher Zimmermann gewesen, und irgend Jemand hatte in meiner Gegenwart die Bemerkung gemacht: weil Zelter, der einst Maurer gewesen, ein großer Musiker geworden, und dabei zufällig grob sei, so halte sich Herr Thomas, weil er Zimmermann gewesen und ungeschliffen sei, auch

für einen großen Musiker. Empfänglich für das Komische und für den Witz, wie ich es war, verdarb der Ausspruch die Sache vollends. Ich hatte von da ab gar kein Zutrauen mehr zu meinem Lehrer, und ohne darüber zu sprechen, fing ich an, auf meine eigene Hand andere Dinge zu üben, als die, welche man mir aufgab. Da ich zu neuen Musikstücken nicht immer gelangen konnte, entstand in mir das Verlangen, mir selbst Etwas zu erfinden. Herr Wiebe hatte oftmals, wenn er bei uns gewesen war, lange im Dämmerlichte am Klavier phantasirt, und weil mir das so angenehm gewesen war, wollte ich mir gern selbst das Vergnügen bereiten, das ich damals empfunden hatte. Aber so oft ich mich auch im Dämmerlichte hinsetzen mochte, ich konnte die ersehnte Musik nicht erzeugen; ja selbst der Versuch, gehörte Melodien wiederzugeben, scheiterte fast gänzlich. Nur den eigentlichen Stock der Melodie, so weit er rein und ohne schwierige Uebergänge war, brachte ich zu Stande, für alle Modulationen, obschon ich sie deutlich im Sinne hatte, und sie mir auch vorsingen konnte, vermochte ich auf dem Instrumente die entsprechenden Töne nicht zu finden. Es war als erlösche urplötzlich der Ton in meinem Gedächtniß auf dem Wege nach der Taste, und ich gewann für mein Theil

schon damals die feste Ueberzeugung, daß ich keine musikalische Begabung hätte. Meine Lust am Klavierspiel nahm dadurch noch mehr ab. Ich sprach es auch aus, daß ich kein Talent hätte, erzählte den Eltern und selbst Herrn Thomas, welche Bemerkung ich über meine mangelhafte musikalische Fähigkeit gemacht, und bat, den Unterricht nicht weiter fortsetzen zu dürfen.

Mein Vater hörte jedoch auf meine Vorstellung ganz und gar nicht. Daß man besonders für die Musik organisirt sein müsse, sah er, trotz seines Verstandes, damals doch noch als ein Vorurtheil an. Er erzählte mir, wie die russischen Edelleute sich die prächtigsten Kapellen aus ihren leibeigenen Bauern zusammenstellten, und daß sich nach dem sehr richtigen russischen Sprichwort: „was zwei Augen und zwei Hände gemacht haben, das müssen zwei Augen und zwei Hände nachmachen können“ bei gehöriger Ausdauer Wunder bewirken ließen. Je mehr Unlust ich hätte, das Klavierspielen zu erlernen, um so besser und nöthiger sei es, daß ich mich mit Selbstüberwindung dazu zwinge. Daß ich in der Schule fleißig sei, darin läge kein Verdienst, denn das thäte ich, weil es mir Vergnügen mache. Wenn ich mich aber gegen meine Neigung fleißig auf die Musik verlegte, so würde er erstens darin sehen,

daß ich gern thäte was er wünsche, — und zweitens würde ich damit nur das thun, was mir nützlich sei, und was so mancher russische Bauer auf Kommando für seinen Herrn gethan habe.

Dies originelle, von meines Vaters Standpunkt aus ganz logische Urtheil, ließ nur die Kleinigkeit außer Acht, daß die russischen Fürsten sich unter ihren Sklaven aller Wahrscheinlichkeit nach die musikalisch begabten zu ihren Musikern heraussuchen, und er that mir in so fern Unrecht, als meine Unlust an der Musik lediglich aus der richtigen Erkenntniß meiner unvollständigen Begabung hervorging. Denn ich liebte die Musik, ich hatte große Freude daran sie von Andern gut ausführen zu hören, ich hatte Empfindung und Gedächtniß dafür, und eben mein Verlangen sie frei zu üben, selbst Etwas darin schaffen zu können, und wäre es auch das Geringste gewesen, hätte für mich sprechen müssen. Es blieb aber dabei, ich sei zu bequem mich anstrengen zu wollen, und da Herr Thomas meinem Vater mit dem Bemerken beistimmte, daß ich eine große Fingerfertigkeit, einen guten Vortrag hätte, und der mir fehlende Sinn sich bei näherer Kenntniß der Musik schon finden würde, so war die Folge der ganzen Erörterung nur die, daß zu meinen zwei Klavierstunden

in der Woche, noch eine Dritte hinzugefügt, und es mit dem Ueben noch strenger als bisher gehalten wurde.

Hatte ich in den Wochentagen, von der Arbeitslast bedrängt, hie und da eine Viertelstunde an meiner Uebungszeit abzukürzen nöthig gehabt, so mußte ich das am Sonntage ersetzen. War ich einmal zu einer Freundin gegangen, ohne geübt zu haben, so mußte ich am andern Morgen, ehe ich in die Schule ging, die versäumte Stunde nachholen. Ich entbehrte dann thatsächlich den mir nöthigen Schlaf, und das Alles nur, weil mein Vater von dem Glauben ausging, Musik sei etwas Mechanisches, was jeder Mensch erlernen könne. Woher er bei dieser Geringschätzung der Musik so dringend verlangte, sie mir zu eigen zu machen, habe ich nicht einsehen können. Aber er setzte seine ganze Energie daran, und als ich längst erwachsen, als ich längst darüber im Klaren war, was ich in dieser Hinsicht leisten könne und was nicht, blieb bei aller Freiheit, die er mir im Uebrigen gestattete, doch der Befehl Musik zu treiben, über mir schweben. Fünf und zwanzig Jahre lang, von meinem siebenten bis in mein zwei und dreißigstes Jahr hinein, habe ich unausgesetzt Musikunterricht nehmen, und täglich üben müssen. Nahe zu tausend Thaler, und eine unverantwortliche Masse

von Zeit sind darauf verschwendet worden, und nachdem ich es dahingebracht hatte Beethoven und Chopin, Hummel und Ries, und was man wollte zu spielen, hielt ich für meine Ueberzeugung immer nur auf demselben Punkte, auf dem ich in meinem dreizehnten Jahre gestanden hatte. Das heißt: ich liebte die Musik, und hatte eben deshalb eine Betrübniß darüber, mich in derselben nicht frei und schöpferisch bewegen zu können.

Ich würde über meine musikalischen Leiden schneller hinweggegangen sein, hätte ich nicht die Absicht, in ihnen und mit ihnen, eine Warnung für eine große Anzahl von Eltern zu geben, eine Fürbitte für eine Menge armer Kinder einzulegen, und eine Erleichterung für die Masse von Menschen zu erbitten, die jetzt auf allen Punkten der Erde durch unmusikalisches Musikmachen gemartert werden. Wer er auch sei, und wo er sich auch aufhalte, selbst der Kinderlose, wird es empfunden haben, was es heißt, talentlose Kinder Musik treiben zu hören. Drei Jahre lang habe ich in unserer jetzigen Wohnung unter der Plage gelebt, daß ein armer Junge, dessen Eltern unter unserer Etage wohnten, mit aller Gewalt das Beethovensche Septuor spielen lernen sollte. Alle Tage des Jahres übte er von zwölf bis ein Uhr, recht in Mitten meiner Arbeitszeit. Alle

Tage kam unter Anderm das Septuor an die Reihe, alle Tage saß ich, da ich dasselbe nur zu genau kannte, mit gespanntem Ohre da, des Fehlers gewärtig, den er mit unfehlbarer Sicherheit an derselben Stelle machte. Alle Tage machte er den Fehler, alle Tage fuhr ich ärgerlich dabei zusammen, alle Tage nahm ich mir vor nicht wieder auf das Spiel zu hören, und an jedem kommenden Vormittage, wenn er sein Septuor begann, gerieth ich in die quälende Erwartung des Adagios, in welchem der Fehler kommen mußte, und gelangte nicht eher zu Ruhe, bis ich ihn mit dem Ausruf „da!“ vernommen, und überwunden hatte.

Ich glaube, kaum einem vernünftigen Menschen fällt es ein, seinen Sohn zum Maler oder zum Dichter zu machen, ohne daß irgend Etwas in demselben zu einem solchen Plane ermuthigt. Musik aber läßt man, wie jetzt unsere Sitten sich gestaltet haben, auf gut Glück einen Jeden lehren, und es wird in der Regel frisch darauf losgelehrt und frisch darauf losgespielt, bis in den meisten Familien ein Individuum vorhanden ist, dessen musikalische Leistung „Stein' erweichen, Menschen rasend machen kann!“

Daß man, wo die Geldmittel dies gestatten, den Versuch macht, ob in den Kindern ein Talent vorhan-

den ist, daran thut man wohl, obschon man es in der Regel im Voraus wissen könnte, was man in dem Betrachte zu erwarten hat. Wenn man aber meint, auch eine geringe Anlage sei der Ausbildung werth, so irrt man, und dies besonders in unsern Tagen, in denen man sich gewöhnt hat, so große Anforderungen an die Ausübenden zu machen.

Wenn ein Kind keinen besondern Hang zur Musik, kein feines Gehör dafür verräth, wenn die Musik ihm nicht ein angeborenes Bedürfniß ist, sollte man von dem Gedanken es Musik treiben zu lassen, ohne Weiteres abstehen. Ist ein Mensch musikalisch angelegt, so kann er Freude haben und Freude bereiten durch das kleinste Liedchen, durch die kleinste Tanzmelodie, die er nach dem Gehör spielt, denn es kommt dadurch wirklich Musik zur Erscheinung, und die Freude daran wird Jedem durch alle Lebensalter bleiben. Wendet man jedoch an den Unterricht von nicht eigentlich musikalischen Naturen große Pflege, so können sie es, wie ich und tausend Andere mit mir, zu einer großen Fertigkeit bringen; weil sie aber zu sklavischem Nachahmen, zu immer neuem mühsamen Erlernen verdammt sind, hört die Geduld zu dieser mühsamen Arbeit bei ihnen augenblicklich auf, sobald sie irgend einen Beruf, irgend

eine Beschäftigung entdecken, welche ihnen eine freiere Thätigkeit verspricht, denn nur in freier Thätigkeit, nur in einer Thätigkeit, in welcher man selbst ein Gelingen wahrnimmt, findet der Mensch einen Genuß.

Man hat daher z. B. sehr Unrecht, die jungen Frauen anzuklagen, wenn sie ihr mühseliges Klavierspiel in der Ehe nicht weiter üben. Wer musikalisch ist, läßt nicht von der Musik, wer sie aufgiebt, hat sicher keine musikalische Natur, kein musikalisches Bedürfniß, und thut nur das Vernünftige, indem er von sich legt, was man ihm aufgezwungen hat. Es wäre in diesem Falle den Frauen nur zu wünschen, daß sie etwas andres Geistiges an die Stelle jener Beschäftigung eintreten ließen, denn irgend eine ideale Bestrebung hat grade die Mehrzahl der Frauen äußerst nöthig, um sich nicht all zu sehr von dem Kleinkram des täglichen Lebens umfangen und einspinnen zu lassen.

Mit einem Worte also: es singe, wem Gesang gegeben! und der Unmusikalische begnüge sich mit dem Hören. Er kommt damit auch dem Rathe des größten griechischen Weltweisen, dem Rathe des Aristoteles am Besten nach, der in seiner Politik über den Einfluß der Musik auf die Erziehung der Staatsbürger

ausführlich gehandelt und sich dahin erklärt hat, daß für Denjenigen, der nicht ausübender Künstler werden könne oder werden solle, es eine Zeitverschwendung sei, seine Kraft auf die Erlernung virtuosistischer Kunststücke zu verwenden.

Hätte mein Vater mich die Zeit und das Geld welche mein Musikunterricht hingenommen, auf mir angemessenere Gegenstände, auf Zeichnen, auf Sprachunterricht, oder auf den Unterricht in Naturwissenschaften, die freilich damals noch nicht in den Bereich der allgemeinen Bildung gezogen worden waren, verwenden lassen, so würde ich ohne Zweifel mehr davon geerndtet haben, als die bei meinen Musikstudien gewonnene Einsicht, daß ich zu unmusikalisch sei, um in meinem musikalischen Musikmachen irgend eine Befriedigung zu finden.

Aber ich kehre von dieser Abschweifung zu meiner Erzählung zurück.

Berichtigung: Seite 115 Zl. 2 v. o. lies Heinle statt Heinlein.



